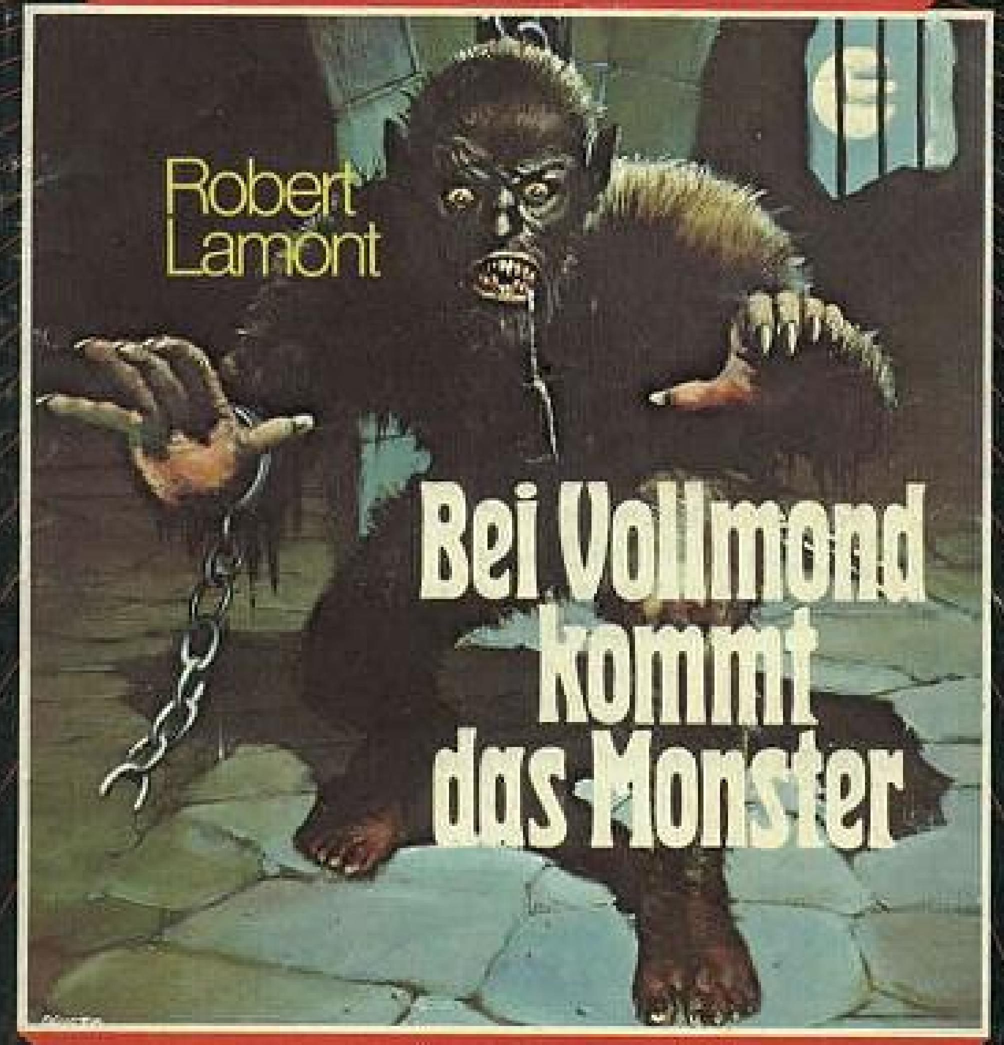
1.20 DM / Band 23

Neuer Roman

BASTEI

# PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen




Abgeschlossener Roman




# Bei Vollmond kommt das Monster

**Professor Zamorra Nr. 23**

*von Holger Friedrichs*

*erschienen am 06.05.1975*

*Titelbild von Prieto Muriana*

# Bei Vollmond kommt das Monster

Der blonde Mann hielt die Augen geschlossen. Seine Hände hatte er unter der Bettdecke hervorgeschoben. Sie waren in das Laken verkrampft. Das Gesicht des Blonden war qualvoll verzerrt. Schweiß glitzerte auf seiner Haut. Angstschweiß.

Er röchelte, dann schlug er die Augen auf und richtete sich auf. Der Glanz seiner blauen Augen war matt, aber die Pupillen huschten unablässig in den Höhlen hin und her, entsetzt und wieselflink.

Seine Stimme klang hoch und kreischend.

»Nein«, wimmerte er, »nicht… ich … will nicht …«

Plötzlich verstärkte sich das drängende Gefühl in seinem Inneren.

Unwillkürlich duckte er sich und presste die ungeschlachten Hände gegen den Kopf. Er wollte die scheußliche Ahnung niederkämpfen, besaß aber nicht die Willenskraft und das Konzentrationsvermögen dazu. Wieder jammerte er leise. Dann hörte er die Frauenstimme und verstummte schlagartig.

Sie schien von weither zu kommen. Und doch klang sie nahe, entsetzlich nah.

»Mauro«, flüsterte sie, »Mauro, ich bin es. Diesmal ist es so weit. Ich kriege dich…«

»Nein«, keuchte er.

Das Kichern hatte einen schaurigen Nachhall. »Dummkopf«, fuhr die Stimme fort, »es ist närrisch, sich zu fürchten, Mauro, närrisch, hörst du? Bedenke, dass du Fleisch meines Fleisches bist.«

Mauro zerrte an der Bettdecke und zog sie sich bis an das Kinn empor, sodass seine nackten Füße hervorschauten. »Fleisch… meines Fleisches«, wiederholte er stereotyp, »nein …«

Er hatte die Augen wieder geschlossen. Jetzt riss er sie von neuem auf und starrte sekundenlang mit irrem Ausdruck in den Raum. Da war der Bettrahmen, über den hinweg er auf den einzigen Stuhl schaute, auf die Tür, auf die beiden Fenster. Eine einfache Lampe verbreitete trübes Licht. Dreimal drei Meter groß war dieses Zimmer, und nirgendwo innerhalb seiner kahlen weißen Wände gab es einen Hinweis auf die Urheberin der Stimme.

Mauro, der Blonde, atmete schwer. Aus Furcht vor der Stimme wagte er es nicht, sich zu bewegen. Seine groben Hände bebten.

Kaum mehr als zwei Minuten waren verstrichen, als ein neues Geräusch an seine Ohren drang. Das war nicht mehr das geheimnisvolle Flüstern – das begann mit einer Art Poltern, um sich gleich darauf zu einem bösartigen fauchenden Ton zu entwickeln. Es hörte sich aufdringlich, ja, zornig und angriffslustig an. Das Schlimmste aber war, dass der Vorgang, aus dem sich diese Geräuschmischung gebildet hatte, sich direkt oberhalb der Zimmerdecke abspielen musste, über Mauros Kopf.

Er wusste nicht, ob sich dort oben ein Raum befand oder ob da das Gebäude mit einem flachen Boden oder gar dem Dach seinen Abschluss fand. Nur eines begriff er. Das Poltern und Fauchen galt ihm.

Er stieß die Bettdecke mit den Füßen fort. Dann kroch er zum Rand der Matratze, rutschte darüber hinweg und eilte auf nackten Fußsohlen los. Sein Ziel waren die Fenster. Doch ein einziger Blick aus den stumpfsinnigen blauen Augen und ein Griff mit den derben Händen genügten, um ihn einer Illusion zu berauben. Die Fenster waren von außen vergittert. Außerdem ließen sie sich nicht öffnen,

wie alle Fenster in diesem Haus. Lediglich kleine Lüftungsklappen erlaubten der kühlen Nachtluft, sich einen Weg ins Innere des Raumes zu suchen.

Die schrecklichen Laute brachen ab.

Mauro verharrte und stierte zur Decke. Leicht pendelte sein Oberkörper hin und her; seine Arme hingen wie die eines großen Menschenaffen. Er brabbelte etwas Unverständliches, als es erneut losging. Über ihm tobte es mit unheimlicher und unerklärlicher Macht.

Damit er das Fauchen und Rumpeln wenigstens nur gedämpft aufnehmen konnte, drückte er die Hände gegen seine Ohrmuscheln.

Jäh setzte das Knacken ein. Ein feiner, aber weit verzweigter Riss prägte sich in die weiße Decke und setzte sich immer weiter fort, bis er die Ecken erreichte.

Mauro schluchzte auf. Von Panik getrieben, humpelte er zur Tür.

Seine Bewegungen hatten etwas Groteskes, fast Albernes. Hastig legte er die Finger um den runden Türgriff. Obwohl in seiner Erinnerung haften geblieben war, dass die Tür verschlossen war, drehte und zerrte er daran.

Plötzlich stieß er einen Schmerzenslaut aus. Er musste die Klinke loslassen, weil sie mit einem Mal so heiß geworden war, dass er sich daran verbrannt hatte. Ungläubig starrte er auf seine mit roten Malen gezeichnete Finger.

Der Lärm über dem Zimmer setzte aus. Dafür war nun aber wieder das Kichern da.

»Ich habe dir gesagt, dass du dich nicht fürchten sollst«, versetzte die geheimnisvolle Stimme. »Das hast du nun davon, Mauro. Es ist besser, wenn du dich nicht länger sträubst, denn ich kriege dich doch…«

Mauro öffnete langsam den Mund, hob die Arme.

»Schrei nicht«, wisperte es neben ihm.

Stöhnend hieb er mit den Fäusten auf die Stelle, an der er die Stimme vermutete, aber er schlug sie nur nutzlos in die Luft. Er wollte seine Angst hinausbrüllen. Es gelang ihm nicht, denn die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Ungestüm fuhr er sich mit den Händen an den Hals und taumelte auf das Bett zu.

»Ich kriege dich, Mauro«, raunte es, diesmal aus einer anderen Ecke. »Und wenn ich dich habe, besitze ich endlich die nötige Kraft, um mein Werk auszuführen. Ich brauche einen Menschen, Mauro…«

Ein Gurgeln kam über seine Lippen. Das Gesicht verzerrt, unfähig, die bebenden Mundwinkel unter Kontrolle zu bringen, wankte er auf die dem Fußende des Bettes gegenüberliegende Wand zu. Hier lehnte er sich mit der Schulter an. Langsam rutschte er an der Wand nach unten, bis er eine Art Kauerstellung eingenommen hatte. So blieb er hocken. Aber nicht lange, denn ein neues Geräusch rief wieder Grauen

und Panik in ihm wach.

Er konnte nicht anders, er musste den Kopf hochnehmen und den Ursprung des Knisterns zu ergründen versuchen. Unvermittelt zuckte er zusammen. Dann rückte er von der Wand ab.

Es war gleich über dem Platz, an dem er eben noch gesessen hatte.

Ein düsterer Fleck bildete sich auf der weißen Wand. Seine Farbe war grünlich; er schillerte eigenartig. Ständig breitete er sich aus, und dabei erzeugte er das Knistern. Bald hatte der Fleck die Größe eines menschlichen Kopfes.

Mauro stieß die Finger der rechten Hand gegen den scheußlichen Fleck. Wimmernd riss er sie wieder zurück. Eine Stichflamme war ihm entgegengeleckt und hatte die Fingerkuppen buchstäblich angesengt. Etwas Rauch stieg aus dem Fleck auf.

Mauro schlenkerte die Hand, um den Schmerz loszuwerden.

Dann, nachdem der Rauch sich in Richtung auf die Zimmerdecke verflüchtigt hatte, schaute er wieder auf den Fleck. Diesmal hatte die abstoßende grünliche Masse Form angenommen – Umriss und Züge einer kaum menschenähnlichen Fratze. Ein zahnbewehrter Mund grinste Mauro an, und gleich darauf erscholl wieder das Kichern der Frauenstimme.

Da lockerte sich die unsichtbare Klammer um Mauros Kehle. Ein gellender Schrei drang über seine Lippen. Brüllend rannte er zur Tür, lehnte sich mit dem Bauch gegen deren Holz und trommelte mit den Fäusten los, ungeachtet der Tatsache, dass er sich hier erst kurz zuvor die Hand an der Klinke verbrannt hatte.

***

Es gehörte zu der im Laufe der Berufsjahre erworbenen Gelassenheit eines Pflegers in einer Nervenheilanstalt, nicht gleich bei dem ersten Schrei während einer Nachtwache vor Aufregung zusammenzuzucken. Wer jetzt die beiden Männer Pietro Aquila und Gino Modena heimlich beobachtet hätte, hätte weniger den Eindruck gehabt, sich in dem Staatlichen Sanatorio Monte Ciano in der Toskana zu befinden, als vielmehr die Überzeugung, die Pförtnerloge einer kleinen Fabrik oder eines Lagers betreten zu haben.

Aquila, ein breitschultriger Mann mit vollem, rötlich gefärbtem Gesicht und angegrautem Haar, hatte nebenan in der Küche den Tee bereitet, der jetzt in einer Kanne auf dem kleinen Schreibtisch vor sich hin dampfte und darauf wartete, in Tassen gefüllt zu werden.

Modena – er war gut zehn Zentimeter kleiner als sein Kollege und besaß eine freundliche, durch goldene Eckzähne und verschmitzte Augen geprägte Physiognomie – hatte das Schachspiel mitgebracht.

Aquila und Modena blickten konzentriert auf die Figuren. Die Tür zum Flur stand offen.

Aquila rückte seinen linken Turm um drei Felder nach vorn und sagte »Schach«.
Da hörte er den Schrei.
»Ich gehe«, meinte Modena ruhig. Er zog eine entsagungsvolle Miene und knöpfte sich den weißen Kittel zu.
»Das war Station vier«, versetzte Aquila verdrossen, »und ich wette, ich weiß, wer da seinen Anfall hat.« Er sah auf die Armbanduhr.
Es war 22.10 Uhr.
Modena war aufgestanden und befand sich bereits auf dem Flur, aber Aquila eilte ihm nach. »Ich komme lieber mit«, sagte er, »in manchen Dingen kann man hier nicht vorsichtig genug sein.«
In der Tat zählten die Stationen vier und fünf, die in diesem zweigeschossigen Gebäude des Anstaltskomplexes untergebracht waren, zu den schweren Abteilungen. Nicht alle Patienten waren reine Pflegefälle. Es gab geisteskranke Männer, denen die Ärzte eine Genesungschance zusprachen – bei richtiger Therapie. Aus diesem Grund war eine Versuchsstufe eingerichtet worden, in der nach modernen Methoden der Psychiatrie behandelt wurde; mit sinnvoller Beschäftigung und Unterbringung in Einzelschlafräumen zum Beispiel. Eben daher benahm sich Aquila etwas besorgter als gewöhnlich.
Wieder ertönte ein Schrei, und die beiden Männer beschleunigten ihren Schritt. Laufend erreichten sie das obere Stockwerk. Jetzt vernahmen sie auch das Poltern.
»Ich wusste, dass es Mauro ist«, keuchte Aquila, »man kann ihn nicht länger als zwei oder drei Nächte unangebunden lassen, sonst kriegt er wieder seinen Koller.«
Gino Modena nickte. Dicht vor der Tür, die unter den Hieben des Geisteskranken zitterte, machte er halt. Sekundenlang verharrte er.
Das Unterfangen des blonden Patienten war sinnlos. Er hätte das Doppelte an Kraft aufbieten mögen – die Türen in diesem Haus waren Spezialanfertigungen, die jedem Zerstörungsversuch standhielten.
Modenas Hand näherte sich dem Türgriff, als wieder einer der schrecklichen Schreie ertönte. »Ich mache auf«, wandte er sich halb zu Aquila um, »bleibe am besten zwei Meter hinter mir, damit du ihn auffängst, falls er mir entkommt.«
»Soll ich lieber nach vorn…«
»Ach, Unsinn«, lächelte Modena und stieß die Tür auf.
Er bekam sie nur spaltbreit auf, denn auf der anderen Seite tobte Mauro, der sich jetzt darauf verlegt hatte, das Öffnen der Tür mit seinem gesamten Körpergewicht zu verhindern. Modena zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen, nahm die Schultern hoch und warf sich mit aller Wucht gegen das Türholz.
Sie flog förmlich in den Raum, denn Mauro war inzwischen gedankenschnell zur Seite gewichen. Jetzt stolperte er über den

Pfleger hinweg. Modena versuchte, ihn am Bein zu packen, erwischte aber nur den Stoff der Pyjamahose. Die ging mit einem trockenen Geräusch kaputt. Modena hielt nur ein Stück gestreiften Stoff in der Faust.

Mauro rannte auf Pietro Aquila zu. Sein Gesicht war verzerrt, spiegelte nackte Angst; aber für den breitschultrigen Pfleger war es ein Ausdruck der Anfallssymptome. Er schaute den Wahnsinnigen an, um seine nächste Reaktion zu berechnen. Dabei entging ihm jedoch nicht, wie sich Modena im Hintergrund aufrappelte und herübergelaufen kam.

»Stehen bleiben, Mauro!«, rief Aquila.

»Du Hund!« Der Kranke stieß es mit hoher, heiserer Stimme aus.

Im nächsten Moment hatte er den Mann mit dem weißen Kittel erreicht, duckte sich und schlug nach ihm.

Seine Bewegungen fielen plump aus, und doch erreichten sie ihren Zweck. Aquila packte zu. Er bekam Mauro an den Hüften zu fassen und riss ihn mit sich zu Boden.

Aber er konnte nicht verhindern, dass er eine Reihe von Schlägen in den Unterleib erhielt. Die raubten ihm für einen Augenblick die Luft und das Handlungsvermögen – genug für den Irren, sich loszukämpfen und weiterzuhasten.

Gino Modena war jedoch heran. Er erkannte, dass er sehr flink und bestimmt sein musste, wenn er die Flucht des blonden Patienten noch verhindern wollte. Daher streckte er die Arme vor und vollführte einen wahren Hechtsprung. Diesmal erwischte er die Beine des Aufgebrachten tatsächlich.

Gleich darauf war auch Aquila zur Stelle, der sich von den Tiefschlägen einigermaßen erholt hatte. Mit einem Fluch warf er sich auf Mauro und keilte dessen Oberkörper fest.

Obwohl er sich nach Kräften sträubte, brachten sie ihn in das Zimmer zurück. »Nein«, brüllte er, »ich… ich will … nicht!«

Mauro bäumte sich geradezu unter ihrem Griff auf. Sie mussten sich beide vollständig darauf konzentrieren, den Wahnsinnigen auf das Bett zu legen und mit bereits am Rahmen befestigten Lederriemen festzubinden. Er schrie und weinte. Aquila redete in ruhigem Tonfall auf ihn ein, aber es schien unmöglich, ihn zu besänftigen.

Gino Modenas Blick fiel auf die Wand. Dort zeichnete sich nicht mehr die grauenvolle Maske ab, die Mauro angegrinst hatte, aber der grünlich schimmernde Fleck war noch zu sehen.

»So eine Schweinerei«, brummte Aquila, der den Fleck ebenfalls ausgemacht hatte. »Möchte wissen, wie er das fertiggebracht hat.«

»Nein«, keuchte Mauro, »nein, helft mir…«

»Ruhig, nur ruhig«, meinte Pietro Aquila und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Doch dadurch wurde es auch nicht besser. Mauro

drehte und wand sich, soweit ihm die Fesseln dies erlaubten, und stieß unartikulierte, angstvolle Laute aus.

»Pietro«, sagte Modena. Er deutete mit dem Zeigefinger zur Decke.

»Meinst du die Risse? Ich glaube, die waren vorher auch schon da.«

»Bist du sicher?«

»Ziemlich, Gino.« Aquila ließ den Geisteskranken los und wandte sich der Türe zu. »Komm, vorerst gibt es für uns nichts mehr zu tun. Die Hauptsache ist, er kann sich nicht wehtun.«

Sie unternahmen einen Rundgang durch die Stationen vier und fünf. In den Einzel- und Gemeinschaftsschlafräumen, in denen ähnlich schwache Lampen wie in Mauros Zimmer brannten, waren die meisten Patienten wach. Sie waren durch den Lärm geweckt worden. Aus großen verständnislosen Augen gafften sie die Pfleger an.

»Ich würde lieber einen Arzt rufen«, meinte Modena, als sie zum Nachtwachenraum zurückkehrten. Im Obergeschoss war es bedeutend stiller geworden, aber Mauros Stöhnen war immer noch zu hören.

»Ich glaube, es ist besser, wenn er eine Spritze bekommt«, fuhr Modena fort. »Und dann ist da noch was. Ich habe den Eindruck, das war kein richtiger Anfall.«

»Du meinst, weil er nicht verkrampft auf dem Zimmerboden lag und zuckte? Was hat er dann?«

»Keine Ahnung.« Modena zuckte die Achseln. »Das Beste wäre, gleich Dottore Sanchini zu benachrichtigen. Er hat sich in der letzten Zeit besonders mit Mauro befasst und möchte über jeden Stimmungsumschwung des Patienten möglichst sofort informiert werden.«

»Gut, dann gehst du jetzt rüber und sagst ihm Bescheid, würde ich vorschlagen«, entgegnete Aquila. »Ich halte hier solange die Stellung.«

***

Der Anstaltskomplex von Monte Ciano dehnte sich über ein etwa einen Quadratkilometer großes Gelände aus. Die elf Gebäude waren von Grünflächen und Bäumen umgeben; sie selbst lagen so dicht beieinander, dass man von den Stationen vier und fünf zum Beispiel innerhalb von fünf Minuten das am weitesten entfernt liegende Haus erreichen konnte. Modena benutzte also nicht seinen Wagen, sondern machte sich zu Fuß auf den Weg.

Er erreichte das Haus des Chefarztes und atmete auf, als er das Licht hinter den Fensterscheiben sah. Dottore Aldo Sanchini schien also noch auf zu sein. Er war ein verwitweter Mann, der als einziges Mitglied der Ärzteschaft direkt auf dem Anstaltsgrundstück lebte.

Seine Wohnung befand sich in den beiden oberen Stockwerken dieses Hauses, in dessen Erdgeschoss tagsüber die Verwaltung arbeitete.

Gino Modena klingelte an der Eingangstür.

Schritte näherten sich. Ein Mann öffnete ihm, doch zu seinem Erstaunen war es nicht Dottore Sanchini, der die Treppe heruntergekommen war, vielmehr handelte es sich um einen Fremden, einen großen schlanken Mann mit dunklen Haaren und hellwachen grauen Augen. Seine Züge waren markant.

»Ich bin Professor Zamorra«, erklärte der Mann in fast akzentfreiem Italienisch. »Kommen Sie, der Dottore wartet auf Sie. Er hat Sie vom Fenster aus gesehen, aber ich habe es ihm abgenommen, zu öffnen. Sie sind Signore Modena, nicht wahr?«

»Richtig. Leider muss ich den Dottore stören.«

»Ich glaube, damit hat er bereits gerechnet.« Zamorra rückte zur Seite, ließ Modena an sich vorüber in den Flur treten und ging neben ihm her auf die Treppe mit dem gedrechselten Eichenholzgeländer zu. Die Stufen knarrten etwas unter ihren Schuhen. Das Haus war, wie der größte Teil der Anstaltsbauten, fünfzig Jahre alt. 1925 war der Monte-Ciano-Komplex errichtet worden.

»Ich habe Sie hier noch nie gesehen«, bemerkte der Pfleger. »Sie sind Ausländer, oder täusche ich mich?«

Zamorra lächelte. »Ich stamme aus den Vereinigten Staaten, aus New York, um genau zu sein. Allerdings wohne ich in meinem Schloss. Château Montagne liegt im Loire-Tal.«

»Ein richtiges Schloss in Frankreich«, staunte Modena. »Gott, ich stelle mir das wahnsinnig romantisch vor.«

»Ich bin nach Monte Ciano gekommen, um endlich der Einladung meines alten Freundes Aldo Sanchini zu folgen«, fuhr Zamorra fort.

»Ich glaube, es sind fast zehn Jahre, dass er mich drängt, hier ein paar Tage zu verbringen. Da ich zur Zeit ein Buch über mögliche Zusammenhänge zwischen den Erkenntnissen der Psychopathologie und Parapsychologie vorbereite, verbinde ich das Angenehme mit dem Nützlichen und befrage den Dottore in diesem Zusammenhang.«

»Parapsychologie? Ist das nicht ein Teilgebiet der Psychologie, das die übersinnlichen Bereiche des Seelenlebens erforscht?«

»Eine ausgezeichnete Definition.«

»Ich habe etwas darüber gelesen. Aber…«

Er brach ab, denn Dottore Sanchini kam aus seinem Arbeitszimmer und eilte auf sie zu. Im Gehen knöpfte er seinen knielangen weißen Kittel zu und wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn; ein großer Mann, dessen ernst blickende blaue Augen und stahlgraue Haare es schwer machten, sein wahres Alter zu bestimmen. Er trug einen sorgfältig gestutzten Vollbart.

»Brauche ich die Tasche, Gino?«, fragte er nur.

»Ich denke schon«, gab Modena rasch zurück, »es handelt sich um Mauro, Dottore. Er hat sich wütender als sonst aufgeführt. Vielleicht müssen Sie ihm eine Spritze geben.«

Modena wandte den Kopf, weil jetzt ein Mädchen aus dem Arbeitszimmer des Chefarztes getreten war – ein ausnehmend hübsches Geschöpf mit Stupsnase, kurzem dunkelblondem Haar und dunkelbraunen Augen, in denen der Pfleger bei näherem Hinsehen helle Tupfen entdeckte. Die tadellose Oberweite kam unter einem hellen Pulli und einem Bolerojäckchen zur Geltung. Unter dem beigen Rock lugte ein Paar kerzengerader Beine hervor, das von schwarzen knielangen Stiefeln umschlossen wurde.

»Meine Sekretärin Nicole Duval«, stellte Zamorra vor. »Nicole, wollen Sie ebenfalls an dieser Visite teilnehmen?«

Nicole gähnte demonstrativ hinter vorgehaltener Hand. »Nein, danke vielmals, Chef. Ich bitte, mich zu entschuldigen, ich ziehe mich auf mein Zimmer zurück. Die Reise hat mich doch mehr angestrengt, als ich anfangs geglaubt habe.«

Sanchini deutete eine Verbeugung an. »Ich wünsche Ihnen eine angenehme Ruhe, Signorina. Sollten Sie etwas benötigen, Sie wissen ja, wo sich Bad und Küche befinden. Fühlen Sie sich bitte wie zu Hause.«

Nicole lächelte ihm zu. Danach trippelte sie über den Flur davon.

Modena konnte nicht anders, er musste ihren schwingenden Hüften nachstarren.

Minuten später hatten die drei Männer die Stationen vier und fünf erreicht. Pietro Aquila machte die Eingangstür hinter ihnen zu. Er verriegelte sie sorgfältig, dann schritt er neben ihnen her über den beleuchteten Flur.

»Er hat sich immer noch nicht beruhigt«, versetzte Aquila. »Hören Sie nur, Dottore!«

Das Stöhnen drang aus dem Obergeschoss her deutlich an ihre Ohren. Es hatte einen angsterfüllten, gepeinigten Klang.

Sanchini verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Ich hatte schon angenommen, es ginge bergauf mit ihm und jetzt dies. Ein glatter Fehlschlag! Hoffen wir, dass wir gleich näheren Aufschluss erhalten.«

Nachdem er auch Aquila mit Zamorra bekannt gemacht hatte, wandte er sich dem Professor zu. »Der Patient heißt Mauro Terinca, ist 34 Jahre alt und stammt aus dem fünf Kilometer entfernt liegenden Dorf Vigliani. Die Eltern leben nicht mehr; Verwandte scheint es auch nicht zu geben. Mauro ist ein Manisch-Depressiver, aber er leidet unter schwer zu erklärenden Angstpsychosen, deren Ursprung ich bisher nicht zu ergründen vermochte.«

Zamorras Züge verhärteten sich. Plötzlich war es wieder da, dieses eisige Gefühl, das ihm jedes Mal unter die Haut ging, wenn er das Vorhandensein der Mächte der Finsternis verspürte. Er führte es jedoch nicht auf die Worte von Sanchini zurück, sondern auf seinen hochentwickelten Instinkt, der durch Erfahrungen düsterster Art

geschult worden war und jetzt Alarm schlug, wo seine Begleiter sich noch nichts ahnend und noch ziemlich unbedarft verhielten.

Zamorra schwieg erst mal. Nicht immer hatte er es mit Menschen zu tun, die seine Vorstellungen über okkulte Erscheinungen teilten.

Mauro zerrte an seinen Fesseln, als sie das Zimmer betraten. Keuchend warf er sich auf dem Bett hin und her, dass das Gestell knarrte und sich sogar etwas über den Fußboden bewegte.

»Mauro«, sagte Dottore Sanchini. Sein Gesichtsausdruck war väterlich. Langsam ging er auf den Geisteskranken zu.

Der blonde Mann erkannte den Arzt. »Dottore«, ächzte er, »Dottore, hilf mir… ich … sie ist da … sie holt mich!«

»Was meint er?«, wollte Zamorra wissen.

Sanchini untersuchte den Patienten rasch. Er sah nicht auf, während er sprach, sondern hielt den Blick auf das verzerrte Gesicht Mauros gerichtet. »Er hat diese Visionen öfter, aber in unregelmäßigen Zeitabständen. Manchmal spricht er tagelang nicht darüber, manchmal mehrere Stunden lang ohne Unterbrechung. Ab und zu bekommt er daraufhin seinen Koller. So schlimm wie heute hat es ihn jedoch noch nie gepackt.«

»Spricht er nicht von einer Frau, Aldo?«

»Richtig.« Sanchini strich Mauro mit einem Tuch über die Stirn. Es war feucht, als er es zur Seite legte. Anschließend holte er eine Phiole aus seiner schwarzen Tasche, sägte sie auf und zog die Flüssigkeit auf eine Spritze.

»Glaubst du, dass er an Verfolgungswahn leidet?«, fragte Zamorra. Er hatte sich an das Fußende des Bettes gestellt und studierte die Züge des Patienten sehr sorgfältig.

Sanchini schüttelte den Kopf. »Kaum. Es ist was anderes, Zamorra. Versuche nicht, mehr herauszubekommen; ich muss dir gestehen, dass ich noch weitgehend im Dunkeln tappe. Mauro ist ein Exemplarfall.«

Aquila und Modena hatten bisher mit verschränkten Armen vor dem Türrahmen gestanden und zugeschaut. Jetzt nickte Sanchini ihnen zu. Sie kamen herüber und hielten Mauro fest, damit er nicht strampeln und zucken konnte, während der Chefarzt ihm die Spritze gab. Er verabreichte sie intravenös. Mauros Arme und Beine wurden innerhalb weniger Sekunden schlaff. Sein Atem ging langsamer; die Augen hatten sich geschlossen.

Sie verließen den Raum und kehrten in das Erdgeschoss zurück.

»Dieser Patient ist mir, ehrlich gesagt, ein Rätsel«, gab Sanchini zu.

»Ich würde gern deine Meinung darüber hören, Zamorra. Was würdest du an meiner Stelle tun?«

Der Professor blieb stehen. »Da du mich so offen danach fragst, Aldo: Ich würde ein Tonband unter seinem Bett verstecken und es einschalten, damit es Stimmen und Geräusche aufnimmt, die

ausbleiben, solange sich einer von uns in jenem Raum befindet.«

»Aber…«

»Ich weiß, wie du darüber denkst«, lächelte Zamorra. »Du hältst es für ausgeschlossen, dass sich ausgerechnet während meiner Anwesenheit in Monte Ciano etwas Übersinnliches ereignen soll.«

»Ich halte das grundsätzlich für ausgeschlossen«, berichtigte der Chefarzt.

»Trotzdem – einen besseren Rat kann ich nicht geben. Hast du ein Tonbandgerät?«

»Ja.« Sanchinis verdrossene Miene hellte sich unvermittelt auf.

»Gino, kommen Sie bitte mit zu mir und tragen Sie den Apparat von meinem Arbeitszimmer in Mauros Schlafraum. Ich möchte Zamorra den Beweis dafür liefern, dass gewisse Dinge wissenschaftlich unmöglich sind.«

Modena zog ein leicht verstörtes Gesicht. Bei der Rückkehr zum Haus des Chefarztes machte er nur einsilbige Bemerkungen. Etwas später klemmte er sich das tragbare Aufnahmegerät unter den Arm, grüßte knapp und eilte die Treppe hinunter. Im Flur drehte er sich noch einmal um, um Zamorra mit einem argwöhnischen Blick zu bedenken.

Sanchini stand neben seinem Gast auf der Balustrade. »Deine Ideen stoßen hier nicht auf sehr viel Widerhall, Zamorra. Tut mir Leid, aber man kann nun einmal nicht voraussetzen, dass die Menschen an Mystik, Geister und Magie glauben.«

»Ich habe nichts anderes erwartet, Aldo.«

»Bist du immer noch fest davon überzeugt, dein Buch schreiben zu müssen?«

»Fester denn je.«

Sanchini zuckte die Achseln. »Ich kann und will dich nicht davon abbringen, denn es würde wahrscheinlich unsere Freundschaft zunichte machen.«

Plötzlich hob er den Kopf. Auch Zamorra konnte nun von oben her durch eines der Flurfenster die Scheinwerfer des Wagens ausmachen. Er hielt vor dem Eingang. Die Lichter wurden ausgemacht.

»Das ist Silla«, meinte Sanchini. »Er kommt wie versprochen, um an unserer Diskussion teilzunehmen. Mache dich darauf gefasst, dass er die Dinge ähnlich wie ich sieht. Er ist praktischer Arzt, wohnt in Vigliani und kümmert sich um die Dorfbewohner, aber privat beschäftigt er sich mit Psychiatrie.«

»Ich habe den Eindruck, ich soll ins Kreuzverhör genommen werden«, entgegnete Zamorra mit ironischem Unterton. »Aber nur zu – ich weiß mich zu verteidigen.«

Beide Männer nahmen den Dorfarzt Angelo Silla vor dem Haus in Empfang. Der Mann stieg aus einem nagelneuen Fiat 131 Mirafiori.

Er war kleiner als Zamorra und Sanchini; ein leicht untersetzter

blonder Brillenträger mit freundlichem Gesicht.

***

Gino Modena hatte das Tonband unter das Bett des Geisteskranken geschoben, hatte auf die Ein-Taste gedrückt und den Schutzdeckel wieder zugedrückt. Zum Glück besaß das Gerät Batterien, denn Steckdosen gab es in dem Raum nicht.

Modena prüfte die Fesselung des Patienten. Er fühlte seinen Puls, befand ihn als normal und verließ das Zimmer.

Er kehrte mit der festen Überzeugung in den Nachtwachenraum zurück, Mauro werde unter dem Einfluss des Arzneimittels bis zum Morgen durchschlafen. Aber das war eine Täuschung.

Wenige Minuten, nachdem der Pfleger gegangen war, öffnete Mauro die Augen. Dies geschah sehr schwerfällig. Immer wieder wollten die Lider zufallen. Aber es war die nackte Angst, die quälende Gewissheit, nicht in Ruhe gelassen zu werden, die ihn aus dem Tiefschlag riss und zwang, in den matt erleuchteten Raum zu starren.

Und jäh kam wieder die Stimme!

»Mauro«, flüsterte sie, »jetzt habe ich dich endlich so weit. Du kannst dich nicht mehr wehren, nicht einmal mehr schreien wirst du, weil ich dich beherrsche und mir deinen Körper zunutze mache.«

»Nein«, sagte Mauro. Aber es war nur noch der Ausdruck eines winzigen Restes von Widerstand.

Das Kichern, das auf die Worte folgte, hielt einige Sekunden an.

Danach ertönte das nächste unheimliche Geräusch. Mauro wollte sich aufrichten, aber die Lederriemen hielten ihn flach auf dem Bett.

Schritte näherten sich. Hell und hölzern klangen sie. Das Echo hallte hart in Mauros Ohren wider. Sie war nicht zu sehen, die Besitzerin der Stimme – sie war unsichtbar.

Male aus weißlichem Staub zeichneten sich auf dem Zimmerboden ab. Sie gaben nicht deutlich die Formen zweier Füße wieder; eher waren es ovale Flecken, die von der Gegenwart des schaurigen Wesens zeugten. Ohne Hast setzten sich die Abdrücke in Richtung auf die Flanke des Bettes fort. Hin und wieder kam das Kichern auf.

»Ich wusste, dass ich dich kriege«, zischte die Stimme, »ein Jahr habe ich darauf gewartet…«

»Hi… Hilfe«, brabbelte Mauro. Schweiß stand wieder in Perlen auf seiner Stirn. Die Gesichtshaut hatte die Farbe einer Kalkwand.

Aus den Lippen war jegliche Farbe gewichen.

»Dottore…«

»Dottore«, äffte die Stimme nach, »er kann nichts mehr für dich tun, dein Dottore. Glaubst du, ich lasse dich wieder los?«

Sie war neben ihm, das spürte er jetzt. Das Licht erlosch.

Das Gespenst stank nach Fäulnis, nach Erde und Schwefel.

Gleichzeitig ging eine entsetzliche Kälte von ihm aus. Mauro begann am ganzen Leib zu beben und die Zähne aufeinander zu schlagen.

»Du bist mein, Mauro – Fleisch meines Fleisches«, knarrte die Stimme. Dann fühlte der Geisteskranke, wie sich etwas auf ihn senkte und ihm den Atem raubte. Er war nicht mehr fähig, auch nur einen Laut von sich zu geben. Langsam wurde er starr. Er glich einem Toten.

Aber das Leben war nicht aus seinem Leib gewichen. Sobald das Kichern in dem Raum erstarb, die Lampe wieder aufleuchtete und die staubigen Fußabdrücke verschwanden, kam wieder Bewegung in den blonden Mann. Mauro stöhnte.

Die Verwandlung nahm ganz allmählich ihren Lauf. Mauro spürte kaum etwas davon. Sein Haar wuchs über die Ohren aus. Gleichzeitig verlor es die Farbe. Bald war es schlohweiß, struppig und verfilzt. Während es ständig länger wurde, um schließlich bis auf die Schultern herabzuhängen, veränderte sich auch die Gesichtshaut.

Falten gruben sich in Mauros einst glattes Äußeres und verliehen ihm das Aussehen eines Achtzigjährigen. Als dann an mehr als zwei Dutzend Stellen große Eiterbeulen auswuchsen, aufplatzten und als scheußliche Schwären zurückblieben, als seine Lippen sich aufbliesen und die Augen halb aus den Höhlen traten, um als schrecklich glühende Sehwerkzeuge in den Raum zu glotzen, schien sein gesamter Körper größer, kräftiger geworden zu sein.

Mauro öffnete den Mund. Wenige spitze Zähne zogen sich auseinander – seine Zunge hatte einen bläulichen Schimmer angenommen.

Plötzlich nahm er den Kopf etwas hoch und gab einen bösartigen, grunzenden Laut von sich.

Die Lederriemen hinderten ihn daran, sich aufzusetzen. Mauro schnaubte. Er warf sich hin und her, dass es in dem Bettgestell krachte. Die Decke rutschte von seinem Leib. Nur noch zwei Knöpfe hielten die Pyjamajacke zu, denn seine Brust hatte sich derart ausgeweitet, dass die oberen Knöpfe gesprengt worden waren. Die Jacke klaffte auseinander und gab den Blick auf mächtige, mit Falten und Eitermalen übersäte Schultern frei.

Für einen Moment lag er still. Dann spannte er sämtliche Muskeln an. Und mit der enormen Kraft, die ihm das aus der Finsternis entwichene unsichtbare Wesen verliehen hatte, gelang es ihm, sich zu befreien. Die Lederriemen an Armen und Beinen platzten unter seinen gewaltigen Anstrengungen auf.

Mauro ließ eine Art zufriedenes Quieken hören. Mit plumpen Bewegungen kroch er aus dem Bett. Er schlich bis zur Tür, zögerte aber, sich dagegenzuwerfen. In plötzlichem, unergründlichem Entschluss trottete er durch das Zimmer und wandte sich einem der Fenster zu.

Er hieb mit der Faust gegen die Scheibe, dass das Glas zersplitterte und in vielen Scherben zu Boden klirrte. Mauro glotzte auf seine Hand. Blut quoll aus den Schnitten, die er sich zugefügt hatte.

Schnaufend grapschte er nach den Gitterstäben, die den Weg in die Freiheit versperrten. Grässliche, röhrende Geräusche kamen aus seinem Maul, als er mit den Pranken daran zerrte.

Das Eisen bog sich unter seinen übermenschlichen Kräften. Aber dennoch ging es ihm nicht schnell genug voran. Mauro verlegte ich darauf, das Gitter nach außen zu stoßen, statt es auseinander zu biegen und dadurch eine Öffnung zu schaffen, die groß genug war, um seine ungeschlachte Gestalt durchzulassen.

Plötzlich gab das Gitter nach – er hatte es aus seiner Verankerung im Mauerwerk gestoßen. Fast riss es ihn mit nach unten. Doch er ließ es gerade rechtzeitig los, so dass es in die Tiefe segelte und mit dumpfem Laut auf dem Erdboden aufschlug.

Mauro riss auch jetzt nicht die zerstörten Fensterflügel auf, sondern zwängte sich durch den glaslosen Rahmen und kauerte sich in die Öffnung. Er stierte in die Nacht hinaus.

In diesem Augenblick flog die Tür auf. Aquila und Modena, durch den Lärm alarmiert, blieben wie erstarrt stehen und blickten ungläubig und maßlos entsetzt auf die schaurige Gestalt, die sich nach ihnen umdrehte. Mauro gaffte sie aus wässrigen roten Augen an, riss das Maul auf und steckte die blaue Zunge aus.

Weder Modena noch Aquila konnten sich daran erinnern, jemals etwas derart Grausiges gesehen zu haben. Es war kein Wunder, dass sie jetzt vor Angst schrien und nicht wagten weiterzulaufen.

Mauros Handlungsweise wurde durch das Auftreten der Pfleger beflügelt. Hatten sie jetzt angenommen, er würde sich auf sie stürzen, um ihnen die Kehlen zuzudrücken, so hatten sie sich getäuscht.

Mauro stieß sich von der Fensterbank ab. Er sprang aus dem ersten Stockwerk in den Park der Anstalt hinab.

Modena stürzte als Erster ans Fenster. Von hier aus sah er noch, wie die grässliche Gestalt sich vom Boden aufrappelte. Sie war unverletzt. Grunzend rannte sie davon und verschwand in einem Gebüsch.

»Ein Monster«, keuchte Gino Modena, »mein Gott, ein Monster!«

***

Nicole Duval hatte die Tatsache, dass es zwischen ihrem Zimmer und dem Bad eine Verbindungstür gab, als außerordentlich bequem empfunden. Sie hatte sich vollständig entkleidet, eine Dusche genommen und war dann in das Gästezimmer zurückgekehrt.

Sie hatte sich das bodenlange Nachthemd übergestreift. Es war aus hauchdünnem Material gearbeitet und ziemlich durchsichtig. Nicole hatte das Licht ausgeschaltet, eines der Fenster geöffnet und sich

todmüde unter die Bettdecke verzogen.

Sofort waren ihr die Augen zugefallen. Eigentlich hatte sie damit gerechnet, bis zum Hellwerden durchzuschlafen. Der Tag war lang gewesen: Früh waren sie in Château Montagne aufgebrochen, hatten auf dem Flughafen Orly den Jet der Alitalia genommen, der sie bis nach Mailand brachte. Dort hatten sie nach Pisa umsteigen müssen.

Ab Pisa ging es auf der Staatsstraße weiter bis nach Vigliani, von dort aus nach Monte Ciano. Am Nachmittag hatte Nicole seitenlange Diktate auf der mitgebrachten Schreibmaschine getippt. Zamorra hatte sie während der Reise auf Diktaphon gesprochen; es handelte sich ausnahmslos um Material für das neue Buch. Über Arbeitsmangel hatte sie nicht klagen können.

Trotzdem. Nicole wachte wieder auf.

Plötzlich beschleunigte sich ihr Herzschlag. Sie hatte eine Bewegung am Fenster wahrgenommen. Furcht stieg in ihr auf. Aber sie nahm sich zusammen und tat das, was ihr in dieser Situation als das einzig Vernünftige erschien: Sie bewegte sich nicht. Still lag sie, bis sie deutlich vor Augen hatte, was draußen vor dem Zimmer vorging.

Tatsächlich. Vor dem Fenster zeichneten sich die Umrisse einer Gestalt ab. Sie musste links vor der Mauer gestanden haben. Jetzt bückte sie sich etwas. Ihr Gesicht konnte Nicole nicht sehen, auch wusste sie nicht, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelte.

Das Grunzen des Störenfrieds räumte den Zweifel aus. Er hatte eine tiefe, kehlige Stimme.

Aber wie hatte er vor das Fenster gelangen können? Nicole nagte an der Unterlippe. Ihr Zimmer lag im ersten Stock, an der Rückseite des Gebäudes.

Moment, fiel ihr ein, es gibt doch einen Balkon und dieser Balkon hat eine Außentreppe, die an der Rückfront bis nach unten führt!

Schlagartig wurde ihr bewusst, dass der unheimliche Mann diesen Weg benutzt haben musste.

Wieder hörte sie das Grunzen.

Nicole hatte sich im Grunde weder vor noch nach ihrem Eintreffen in der Anstalt Illusionen über den Tagesablauf und die allgemeine Stimmung in diesen geschlossenen Häusern gemacht. Sie hatte sich sagen lassen, dass trotz aller Vorsichtsmassnahmen immer wieder mal ein Patient den Weg nach draußen fand. Deswegen beruhigte sie sich jetzt wieder etwas. Sie nahm an, es mit einem ausgebrochenen Geisteskranken zu tun zu haben. Und der jagte ihr bei weitem nicht so viel Respekt ein, wie ein Dämon oder ein Vampirwesen –Nicole meinte, mit ihrer ziemlich resoluten und kompromisslosen Wesensart so ziemlich jeden Irren in die Reserve treiben zu können, falls er aufdringlich oder gar gewalttätig wurde.

Sie fragte sich nur, warum der Bursche hier Zuflucht suchte, statt

schleunigst das Anstaltsgrundstück zu verlassen. Vielleicht wird er schon verfolgt, überlegte sie sich.

Er schnaufte und schob seine massige Gestalt über die Brüstung des offenen Fensters. Im Inneren des Raumes verharrte er.

Nicole zwang sich zur Gelassenheit. Wenn sie diesen Kerl durch einen Protestschrei hätte verjagen wollen, war es jetzt zu spät dazu.

Er befand sich schon auf dem Weg durch das Zimmer, würde sich bestenfalls der Tür zum Bad oder der Tür zum Flur zuwenden, schlimmstenfalls ihr selbst, auf keinem Fall aber wieder dem Fenster.

Er schlich am Fußende ihres Bettes vorüber. Sein Gesicht konnte sie immer noch nicht sehen. Aber sie stellte im Widerschein des fahlen Mondlichtes fest, dass er schulterlange Haare hatte und sie glaubte, seine Augen zu sehen. Immer noch ließ er eigenartige gutturale Laute hören.

Ein Schauer rann Nicole über den Rücken.

Dann war die Gestalt an der Tür zum Flur. Sie rüttelte leise daran, gleich darauf etwas heftiger. Vergebens. Es war abgeschlossen. Aus irgendeinem Grund brachte der ungebetene Gast nicht den nötigen Verstand auf, den Schlüssel umzudrehen.

Vielmehr wandte er sich ihr, Nicole Duval, zu.

Er blieb vor ihrem Bett stehen. Sie konnte vernehmen, wie sein Atem pfeifend ging. Auch den üblen Geruch, der von ihm ausging, nahm sie deutlich und mit Widerwillen wahr. Als er dann noch die Hand ausstreckte, um sie zu berühren, reagierte Nicole.

Sie langte nach dem Lichtschalter. Zum Glück befand er sich direkt am Kopfende des Bettes.

Die Zimmerlampe flammte auf. »So, mein Freund, jetzt ist aber Schluss!«, hatte Nicole sagen wollen, aber schon das erste Wort blieb ihr im Halse stecken. Denn was da mit rötlich glimmenden Augen in gebeugter Haltung vor ihr stand, jagte Nicole innerhalb eines Atemzuges das nackte Entsetzen durch den Körper.

Ein Monster, hämmerte es in Nicoles Hirn.

Das Monster ließ die Arme baumeln. Sein verunstaltetes Maul zuckte, und als es die Lippen auseinander zog, um ihr die scheußlichen Zähne und die blaue Zunge zu zeigen, platzte eine der Eiterbeulen auf der Gesichtshaut auf. Seine Fratze wirkte wie ein Kraterfeld, das sich laufend erweiterte.

Grunzend schüttelte das Monster seinen Schädel, hob die Pranken und bewegte die Finger, dass es in den Gliedern knackte.

Nicole löste sich aus ihrer Erstarrung. Sie bewegte sich so schnell zur Seite fort, dass der Zugriff des Monsters zu spät erfolgte. Seine Pranken grapschten in die leere Bettdecke – Nicole stand bereits neben dem Bett: halb nackt, fröstelnd und bleich vor Angst.

»Geh fort!«, zischte sie. »Verschwinde oder ich schreie!«

Das Monster gaffte sie an. Für einen Augenblick trat ein Ausdruck grenzenloser Verzückung in sein Gesicht; dann schleuderte es die Bettdecke zur Seite und stieß wieder die furchtbaren Laute aus. Seine blaue Zunge bewegte sich heftig zwischen den offen stehenden Lippen.

Schrei doch endlich! trommelte es in Nicoles Hirn.

***

Professor Zamorra war aufgestanden und an das Fenster des Arbeitszimmers getreten. Er hatte seine Pfeife angezündet. Schweigend paffte er den blaugrauen Rauch gegen die Scheiben.

Sanchini hatte sich in seinen Schreibtischsessel zurückgelehnt und die Arme vor der Brust verschränkt. Aufmerksam lauschte er dem Dottore Angelo Silla, der sich in Eifer geredet hatte.

»… dies alles sind vernunftmäßige Erwägungen, die nur einen Schluss zulassen«, beendete er seine lange Gedankenfolge, »es gibt gar keine übersinnlichen oder okkulten Erscheinungen, Professor Zamorra.«

Zamorra drehte sich zu dem untersetzten blonden Mann um. »Wie soll ich Ihnen Dinge erklären, die sich außerhalb der Grenzen des Bewusstseins und damit auch der Vernunft abspielen, werter Dottore? Für so etwas muss man eben Gefühl haben – und die nötige Erfahrung. Wenn Sie gesehen hätten, was ich erlebt habe, würden Sie anders reden.«

»Mit anderen Worten: Wir müssen Ihre Argumentation akzeptieren, obwohl Sie uns keinen Beweis liefern können?« Silla rückte die Brille zurecht. Er hatte sich vorgebeugt und wartete gespannt, fast lauernd auf die Antwort.

»Sie müssen nicht«, erwiderte Zamorra ruhig, »kein Mensch ist gezwungen, mir zu folgen, sofern er nicht wirklich überzeugt ist. Meine selbst gesetzte Aufgabe besteht darin, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen und zu vernichten. Wo immer ich Verbündete finde, arbeite ich nach Möglichkeit mit Ihnen zusammen; wo nicht, stehe ich allein meinen Mann.«

»Das hört sich fast an wie der Aufhänger zu einem modernen Märchen«, bemerkte Silla spöttisch. »Also wirklich, Zamorra, ich bewundere Ihre Fantasie und blumige Ausdrucksweise…«

Zamorra unterbrach ihn plötzlich: »Aldo, du solltest wirklich deine Telefonanlage vervollständigen lassen.« Er blickte angestrengt aus dem Fenster. »Der arme Modena kommt schon wieder herübergelaufen.«

»Das anstaltsinterne Fernsprechnetz ist zur Zeit unterbrochen, weil es renoviert wird«, entgegnete Sanchini etwas steif. Er klopfte dabei mit der flachen Hand auf den Apparat, der auf seinem Schreibtisch stand. »Was will der Mann schon wieder?«

»Ich weiß es nicht. Er scheint ziemlich aufgeregt zu sein.« Zamorra schritt zur Tür, riss sie auf und eilte auf den Flur hinaus. »Ich habe eine schreckliche Ahnung, aber Leute wie ihr müsst erst vor vollendete Tatsachen gestellt werden, bis sie begreifen.«

Er wollte hinunterlaufen. Aber Gino Modena hatte die nicht verriegelte Eingangstür bereits selbst aufgestoßen, stand nun plötzlich unten im Flur und winkte ihm zu. Sein Kopf war hochrot.

Zamorra hörte den gellenden Schrei und blieb stehen. Auf den Schrei folgte sofort ein grässlicher kehliger Laut, der einem sensiblen Menschen eine Gänsehaut über den Rücken treiben konnte.

»Das Monster!«, rief Modena. »Um Himmels willen, das ist das Monster!«

Zamorra hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Er rannte über den Flur im Obergeschoss. Im Laufen zog er die kurzläufige Smith

& Wesson, die er seit den fürchterlichen Ereignissen auf Château Montagne stets in dem Schulterholster trug.

Die Schreie kamen aus dem Zimmer, in dem Nicole Duval wohnte, daran hatte Zamorra keinen Zweifel. Außerdem hatte er Nicole an der Art zu rufen erkannt. Im raschen Entschluss warf er sich gegen die Tür, stieß die Klinke hinunter und stürzte förmlich in den Raum.

Der Anblick war grauenvoll. Das Monster, geifernd vor Wut und Aufregung, hatte Nicole gepackt. Zamorras Sekretärin versuchte, sich zu befreien. Sie schlug mit den Fäusten nach der schauderhaften Fratze des Monsters; aber das nützte ihr nichts.

Es röhrte beängstigend, klemmte sie mit einem schraubstockartigen Griff an sich und hinkte auf das offene Fenster zu. Offenbar wollte es Nicole entführen, nicht umbringen. Der Anblick des berückend hübschen Mädchens hatte in seinem armseligen Hirn eine Reaktion ausgelöst, die nur von ihm allein ausgehen konnte, nicht von der unheimlichen Macht, die in ihm wohnte, aber das sollte dem Professor erst später bewusst werden.

Im Augenblick hatte Zamorra für derartige Überlegungen keine Zeit, sondern nur für die Bemühung, den Abscheu vor dem Unhold zu überwinden, auf ihn anzulegen und den Schuss so gut anzubringen, dass Nicole nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde.

»Professor!«, schrie Nicole verzweifelt.

Zamorra feuerte. Das Projektil fegte aus dem Lauf der Waffe und blieb in der Schulter des Monsters stecken.

Das Monster schüttelte unwillig sein Haupt. Die schlohweißen Haare flogen. Es stieß hohe, quiekende Laute aus, weil ihm die Kugel weh tat. Nicole nutzte ihre Chance und riss sich von dem Scheusal los. Schluchzend warf sie sich auf das Bett, rutschte darüber hinweg und lief auf Zamorra zu.

Inzwischen waren die anderen drei Männer hinter Zamorra in dem

Zimmer erschienen: Dottore Aldo Sanchini, dessen Kollege Angelo Silla und der Pfleger Gino Modena.

»Das darf es nicht geben, das… das ist eine Halluzination«, stammelte Silla. »Aldo, sag mir, dass es nicht wahr ist.«

»Sei still«, gab Sanchini nur zurück. Er war wachsbleich im Gesicht.

»Es kam aus dem Zimmer, in dem wir Mauro ans Bett gefesselt hatten«, versetzte Modena mit überkippender Stimme. »Die Lederriemen sind kaputt, und von Mauro gibt es keine Spur. Stattdessen dieses… dieses Vieh dort.«

»Was wollen Sie damit sagen, Modena?«, stieß Silla aus.

»Dass Mauro sich in ein Monster verwandelt hat, nichts anderes«, erwiderte der Pfleger aufgebracht. »Beweisen Sie mir doch das Gegenteil!«

Keiner der Männer machte Anstalten, sich dem Monster zu nähern. Nur Zamorra drängte Nicole Duval etwas zurück, drehte sich wieder um und machte einige Schritte auf die Grauen erregende Gestalt zu.

Das Monster winselte. Es duckte sich und legte die Pranken vor die Fratze – die Kugel aus der Smith & Wesson hatte ihm weh getan, hatte es verwirrt und unsicher gemacht. Aber umwerfen konnte es so ein kleines Stück Blei nicht.

Als es Zamorra dicht vor sich ausmachte, stieß es ein zorniges Fauchen aus. Grunzend zog es sich in Richtung auf das Fenster zurück.

»Bleib' stehen!«, rief Zamorra.

Das Monster hieb mit den Pranken nach ihm. Zamorra wich aus.

Dann zog er an der kleinen Kette, die er am Hals trug und holte das silberne Amulett hervor, das ihm sein Onkel Louis de Montagne vermacht hatte. Es war aus ziseliertem Silber gefertigt. In seiner Mitte war ein Drudenfuß abgebildet; kreuzförmig darum geordnet lagen die zwölf Tierkreiszeichen. Als äußerer Ring spannte sich ein schmales Silberband mit Zeichen und Hieroglyphen darum, die man nicht deuten konnte. Mit Hilfe dieses Talismans hatte Zamorra auf Château de Montagne den Kampf gegen die Mächte der Finsternis aufgenommen.

Zamorra hielt das Amulett hoch. Die Reaktion des Monsters war erstaunlich und Abscheu erregend zugleich. Es riss das Maul auf, bewegte die blaue Zunge und brüllte mit einer Stimme, die ihm nicht zu gehören schien: »Was ist das? Was soll das? Was tust du mir an?«

»Komm zu mir«, schrie Professor Zamorra, »ich befehle dir, herzukommen und dich zu ergeben!«

»Nein!«, brüllte das Monster.

Zamorra drang weiter gegen die Schreckensgestalt vor, um die Beschwörungsformel zu sprechen. Doch plötzlich warf sich das Monster herum, ließ sich über die Brüstung des Fensters ins Freie kippen und stolperte grunzend davon. Es versuchte, sich auf dem Weg

abzusetzen, auf dem es in das Haus eingedrungen war.

»Habt ihr gesehen, wie es mich angeglotzt hat?«, ächzte Dottore Silla. »Ich bin ganz sicher – es sah so aus, als wollte es mich mit seinen glühenden Augen durchbohren, vernichten. Was hat das zu bedeuten?«

Zamorra kroch bereits durch das Fenster nach draußen, blieb aber noch einmal stehen, um den Männern etwas zuzurufen. »Seien Sie nicht närrisch«, rief er, »tun Sie etwas, Silla und Modena! Du auch, Aldo! Ihr müsst überall Alarm schlagen und mit allen verfügbaren Männern die Umgebung durchsuchen. Das Monster darf uns nicht entkommen. Nicole, lassen Sie sich ja nicht einfallen, mir nachzulaufen! Bleiben Sie bei Dottore Sanchini.«

Damit zog er sich zurück. Sie konnten seine Schritte auf dem Balkon hören. Nicole Duval wollte etwas rufen, beschränkte sich dann aber darauf, erleichtert durchzuatmen und auf den Flur hinauszulaufen.

Professor Zamorra hütete sich, die Vorsichtsmassregeln außer Acht zu lassen. Er hatte den kurzläufigen Revolver im Anschlag.

Ehe er die Treppe hinter sich gebracht hatte, die vom Balkon aus an der rückwärtigen Front des Hauses nach unten führte, blickte er sich mehrmals nach allen Seiten um. Er wollte die Gewissheit haben, dass der Gegner sich nicht irgendwo verstecken und ihm in den Rücken fallen konnte.

Am unteren Ende der Treppe angelangt, wandte er sich dem Platz hinter den Treppenstufen zu. Es gab hier einige düstere Quadratmeter Boden und Hausmauer, die von keinem Streifen Mondlicht ausgegossen wurden. Mit Mühe erkannte Zamorra die beiden Türen, die wieder ins Haus führten. Wohin, das wusste er nicht genau.

Vielleicht lagen irgendwelche Abstellräume der Anstaltsverwaltung dahinter.

Zamorra bemerkte es, als er sich den Türen auf kurze Distanz näherte. Eine stand halb offen. Er drückte sie ganz auf. Sie knarrte in den Angeln.

Nichts. Kein Monster sprang ihn an. In dem pechschwarzen Raum hinter der Tür schien sich kein Lebewesen zu befinden.

Oder doch? Zamorra hielt den Atem an, lauschte angestrengt und vernahm plötzlich das leise Geräusch. Ein leises Pfeifen, ähnlich dem einer Ratte, und doch anders, unheimlicher.

»Wer ist da?«, sagte Zamorra scharf.

Ein bösartiges Grunzen war die Antwort. Damit hatte das Monster sich verraten. Es steckte in dem Raum.

Jetzt bewegte es sich. Zamorra hörte das Tapsen nackter Fußsohlen.

Das Monster wollte flüchten. Wahrscheinlich suchte es irgendeinen Seitenausgang.

»Stehen bleiben, oder ich schieße!«, schrie Professor Zamorra.

Das Monster kümmerte sich nicht darum. Zamorra fackelte nicht länger. Er ging in die Knie, hielt die Smith & Wesson mit beiden Händen und betätigte den Abzug. Die Kugel jagte aus dem Lauf. Im Aufflammen des Mündungsfeuers sah Zamorra, wie die Schreckensgestalt die Arme ausbreitete und gestikulierte. Der Raum war nicht groß. Zamorra hatte sich nach den Geräuschen, die das Monster ausgestoßen hatte, orientiert und auch getroffen. Sofort drückte er noch einmal ab. Diesmal stieß das Monster einen markerschütternden Schrei aus. Er ging selbst dem Professor durch Mark und Bein.

Zamorra sprang in das Zimmer. Er bedauerte, keine Lampe bei sich zu haben. Wertvolle Sekunden gingen verloren, als er nach dem Schalter suchte. Endlich erreichten seine Finger den kleinen Plastikhebel und legten ihn nach unten hin um. Licht flammte auf.

Die Einrichtung des Raumes bestand aus mehreren Metallregalen mit dicken Ordnern und Büchern und einem ausladenden Tisch.

Wahrscheinlich handelte es sich um die Registratur der Verwaltung.

Das Monster war verschwunden. An der Stelle, wo es eben noch gestanden hatte, entdeckte Professor Zamorra ein paar Blutstropfen.

***

Das Monster humpelte über den schmalen Flur. Irgendwo stieß es sich den Schädel. Es jaulte auf, aber mehr aus Wut und Verzweiflung. Eben war es mit knapper Not dem Verderben entronnen. Aber noch befand es sich nicht in Sicherheit, denn der Verfolger war ihm auf den Fersen, und die Umgebung war so düster, dass es sich nicht orientieren konnte.

Keuchend brachte es eine Biegung hinter sich, dann eine Tür, einen stockfinsteren Raum, in dem es mehrmals gegen Möbelstücke taumelte, von denen es nicht wusste, dass es Schreibtische und flache Schränke waren. Das Monster befand sich in einem Büro der Anstaltsverwaltung. Plötzlich stand es an einer Tür, deren Oberteil aus Glas gefertigt war. Es konnte auf den Flur schauen.

Dottore Sanchini, Dottore Silla, Modena und Nicole Duval verließen soeben das Gebäude. Nicoles Anblick veranlasste das Monster zu einem weinerlichen Laut – als es aber Dottore Silla näher ins Auge fasste, entrang sich seiner grässlichen Kehle ein mörderisches Fauchen.

Sobald die vier Menschen den Flur verlassen und die Eingangstür hinter sich ins Schloss fallen gelassen hatten, drückte das Monster die Bürotür auf. Es entwickelte eine Gewandtheit, die ihm kein Mensch zugetraut hätte. Auf Zehenspitzen eilte das Monster über den Flur. Hinter der Treppe verbarg sich der Zugang zu einem winzigen Raum. Als es öffnete, nahm es für einen Augenblick Besen, Schrubber, Eimer

und Staubsauger wahr, die dort von den Putzfrauen abgestellt worden waren. Das Monster huschte in den Raum. Gerade rechtzeitig, um dem gefürchteten Verfolger mit dem Revolver zu entgehen.

Professor Zamorra hatte eben den Flur erreicht. Da er draußen den Motor von Sillas Wagen aufbrummen hörte, brach er die Suche im Haus ab und lief ins Freie, um den Männern weitere Anweisungen zu erteilen.

Das Monster hatte dies den Geräuschen nach mitbekommen.

Langsam bewegte es sich jetzt nach rückwärts und stieß mit dem Rücken gegen die Wand. Sie gab nach, denn es war eine Tür in sie eingelassen, die den Weg in den Keller versperrte. Plötzlich spürte das Monster keinen Boden mehr unter dem einen Fuß. Es strauchelte, stürzte und kullerte die steinernen Treppenstufen hinunter.

Die ungewollte Reise endete auf dem Fußboden eines Kellerraumes. Das Monster stand auf und knurrte. Seine Augen rollten. Das Monster schüttelte sich und versuchte, Einzelheiten der Umgebung zu erkennen. Doch es war zu dunkel.

Unvermittelt breitete sich etwas Helligkeit aus. Das Monster gaffte verblüfft. Dann begriff es, woher das Leuchten rührte. Seine Quelle war ein kleines, zuckendes Flämmchen, das über den Kellerboden tanzte. Was die Ursache war, ließ sich nicht ergründen.

Die Flamme schlug höher. Unvermittelt näherte sie sich dem Monster und züngelte an seinen Füßen empor.

Das Monster quiekte, zog die Beine an und warf sich herum, um fortzukriechen. Aber die Flamme war schneller. Blitzartig glitt sie an ihm vorüber, um gleich darauf dicht vor seiner entsetzlichen Fratze zu tanzen.

Das Monster bewegte die Lippen. Es redete, doch nicht mit seiner eigenen Stimme, sondern mit dem hässlich verzerrten Organ der Geistererscheinung, die Besitz von ihm ergriffen hatte und ihm nun ihre Unzufriedenheit und Wut zu verstehen gab.

»Verdammter Narr«, knarrte die Stimme, »du hast es schlecht gemacht, du hast dich nicht an meine Anweisungen gehalten. Ich will Silla, hörst du? Du sollst das Mädchen in Ruhe lassen, elender Bastard! Glaube nicht, dass du mir ungestraft entgehst!«

Die Flamme schlug in die Gesichtswüste des Monsters. Erschrocken keuchte es, duckte sich und versuchte, sich mit den Pranken zu schützen. Aber die zuckende Feuerzunge erreichte es überall. Das Monster litt richtige Schmerzen, denn die Glut der Flamme setzte ihm bedeutend mehr zu als die Kugeln aus dem Revolver Zamorras.

»Büßen sollst du«, röhrte das Gespenst in ihm, »das nächste Mal befolgst du meinen Befehl, oder ich werfe dich in den Schlund der Hölle und lasse dich für die Ewigkeit tausend Qualen leiden!«

»Nein, nein«, jammerte das Monster, diesmal mit seiner eigenen

Stimme.
»Du wirst nie wieder etwas gegen meinen Willen tun?«
»Nein.«
»Dann ist es gut.« Die Flamme erlosch, und die Kleidung des Monsters hörte auf zu brennen. Schwefelgestank breitete sich aus.
Das Monster öffnete das feuchte Maul und kicherte mit der Stimme, die Verdammnis und Höllenmächte in seinen Leib gepflanzt hatten.
»Brav, mein lieber Mauro, brav. Geh jetzt und hole mir Angelo Silla. Er ist der Erste von den sechs, die sterben müssen, weil sie mir den Garaus gemacht haben.« Die Stimme wurde leidenschaftlich, hasserfüllt. »Sie haben mich umgebracht, Söhnchen, hörst du – sie haben mich brutal aus dem Weg geräumt, weil sie mich für eine Hexe hielten.« Ein knappes Lachen tönte durch den Kellerraum, dann fuhr das hässliche Organ fort: »Ein Jahr lang habe ich gewartet, aber jetzt ist es so weit. Ich habe es geschafft, mir den Menschen zu holen, ohne den ich meine Rache nicht verüben kann. Du bist mein Knecht, Mauro, und wir beide stehen in Diensten Satans.«
Das Monster zitterte plötzlich.
»Keine Angst, keine Angst«, kicherte es in ihm, »ich führe dich. Dir wird nichts geschehen, mein Guter. Geh jetzt endlich!«
Das Monster stand auf. Gebückt hüpfte es durch den Raum, erreichte die Wand und tastete sich daran entlang. Auf diese Weise musste es auch zwangsläufig auf die Tür stoßen. Sie bestand aus Metall: eine dicke Tür, die den Heizungsraum abschloss. Das Monster trottete an dem großen Ölbrenner vorüber und wandte sich dem einzigen, flachen Fenster zu. Ächzend zwängte es den Leib durch den Rahmen. Im Grunde wäre es unmöglich gewesen, ein normales Wesen seiner Beschaffenheit durchzulassen. Aber das Monster war kein normales Wesen; es entwickelte die Fähigkeiten einer Katze und schaffte es tatsächlich, das Gebäude endgültig zu verlassen.
Lauernd blickte es sich um. Es stand an der Seitenmauer des Hauses, und ringsum war kein Mensch zu erblicken. Deshalb setzte es sich sofort in Bewegung. Die Büsche waren nicht weit entfernt. Das Monster tauchte in dem dichten Bestand von Oleander und Ginster unter.

***

»So ein Mist!«, machte Dottore Sanchini seinen Gefühlen Luft. »Ausgerechnet jetzt muss die interne Telefonanlage überholt werden. Hoffentlich schaffen wir es, auf allen Stationen Bescheid zu sagen, bevor das Monster weiteren Schaden anrichtet und hier alles in Angst und Schrecken versetzt. Kannst du nicht schneller fahren, Angelo?«
Dottore Silla trat das Gaspedal seines hellgrünen Mirafiori tiefer.
Der Chefarzt der Anstalt und er waren allein in dem Wagen. Sanchini

hockte auf dem Beifahrersitz.
»Modena soll die Polizei verständigen«, brummte der blonde Arzt mit der Brille nachdenklich. »Ja, kriegt er die Verbindung denn überhaupt zustande, wenn das Telefon…«
»Die Amtsleitung funktioniert doch«, gab Sanchini etwas zu laut zurück. »Die Hauptsache ist, dass das Unfallkommando rechtzeitig anrückt und dem Monster sämtliche Fluchtwege abschneidet.«
»Die erklären uns für verrückt, Aldo.«
»Du hast das Monster doch auch deutlich gesehen, oder?«
»Ich schon. Es hat mich sogar feindselig angeglotzt. Das heißt aber noch lange nicht, dass die nüchtern denkenden Leute aus der Polizeizentrale die Angelegenheit so ernst nehmen wie wir.«
»Wieso kommst du eigentlich immer wieder darauf zurück, dass es dich angeschaut hat?«, wollte Sanchini wissen. Aufgeregt kratzte er sich an seinem grauen Bart. »Angelo, ich werde die Vermutung nicht los, dass du aus einem bestimmten Grund fürchterliche Angst hast…«
»Ach, Unsinn!«, protestierte Silla lautstark. »Warum sollte ich denn?«
»Das Monster ist Mauro, und Mauro ist der Sohn von Rosa Terinca, der Alten aus dem Dorf…«
»Aldo, ich glaube nicht an Übersinnliches, verdammt noch mal! Hör auf, mich nervös zu machen!« Silla hatte ärgerlich die Augenbrauen zusammengezogen und starrte nun stur auf das Licht der Scheinwerfer, das die schmale Asphaltstraße ausleuchtete. Die Fahrbahn führte in einigen Windungen durch das Parkgelände der Anstalt bis zu den Stationen eins, zwei und drei.
Sanchini fixierte seinen Freund scharf. »Ich fange langsam an, mich geistig auf Zamorras Seite zu schlagen. Hast du gesehen, welchen Respekt das Monster vor seinem silbernen Amulett hatte? Er erklärte mir, der Talisman besitze eine besondere Ausstrahlung.«
»Fängst du auch schon an?«
»Ja, wie begründest du denn Mauros Verwandlung?«
»So was musst gerade du als Psychiater fragen! Es gibt immer wieder neue, unentdeckte Krankheiten; gerade Mauro schien etwas Derartiges in sich zu tragen.«
Sanchini schüttelte energisch den Kopf. »Aber so etwas tritt doch nicht innerhalb weniger Stunden oder gar Minuten auf. Ich habe Mauro selbst untersucht, heute Nacht, vor knapp drei Stunden. Er bot keinerlei Anzeichen für eine derartige äußere Verwandlung…«
Silla trat plötzlich auf die Bremse. Der Mirafiori schleuderte etwas.
»Was ist denn los?«, rief Sanchini.
»Ich… ich habe es gesehen!«, brüllte Silla. »Das Monster, es ist in der Nähe!«
»Fahr weiter, Angelo«, versetzte der Chefarzt, »reiß dich zusammen und fahre weiter, bis wir die Station erreicht haben.«

Silla hatte den Motor abgewürgt. Jetzt drehte er den Zündschlüssel und gab sich Mühe, die Maschine wieder in Gang zu bringen, benahm sich dabei aber so ungeschickt, dass der Anlasser leer drehte, ohne den Wagen anspringen zu lassen.

Sanchini atmete tief durch. Nicht durchdrehen, sagte er sich immer wieder, behalte bloß die Nerven! Er drehte sich um und blickte zurück in den Park. Soweit er im Mondlicht erkennen konnte, hielt sich nirgends dort zwischen den Büschen und Bäumen ein Lebewesen auf.

»Kein Gas geben«, sagte er zu Silla, »du lässt doch bloß die Maschine absaufen, Angelo.«

Silla versuchte es von neuem. Aber der Mirafiori war nicht so schnell wieder in Fahrt zu bringen. Sie mussten einen Augenblick warten, bis der Motor wieder weitgehend benzinfrei war. Silla biss sich auf die Unterlippe. Plötzlich bemerkte er, wie Sanchini neben ihm starr wurde. Er sah in den Rückspiegel und fuhr ebenfalls zusammen.

Das Monster teilte das Buschwerk mit seinen mächtigen Pranken und kam auf die Asphaltstraße gelaufen. Es hielt auf den Fiat zu.

Mit seinen scheußlich glühenden Augen und den im Wind steil aufgestellten schlohweißen Haaren wirkte es schrecklicher denn je.

»Du hast Recht gehabt, da ist es«, bemerkte Sanchini überflüssigerweise.

»Keiner von uns beiden hat den Mut, auszusteigen und den Kampf aufzunehmen, abgesehen davon, dass wir unbewaffnet sind und dass wir dem Biest in jedem Fall unterlegen sind. Drücken wir die Türknöpfe hinunter, Angelo!«

Rasch betätigten sie die vier Knöpfe, die die Autotüren sicherten und es unmöglich machten, sie von außen zu öffnen. Silla verhielt sich hastig; Sanchini agierte mit gespielter Gelassenheit.

Das Monster war am Wagenheck. Brüllend hob es die Pranken.

Geifer lief aus seinem abscheulichen Maul. Manchmal zerplatzte eine Speichelblase vor den verwüsteten Lippen.

»Sieh nicht hin«, wandte sich Sanchini an den Freund. »Soll ich das Steuer übernehmen?«

Angelo Silla winkte ab. Mit bebenden Fingern rückte er seine Brille zurecht, dann betätigte er wieder den Anlasser. Zunächst hörte es sich an, als wolle der Versuch wieder ergebnislos verlaufen – doch plötzlich kam die Maschine stotternd. Silla drückte die Kupplung und legte den ersten Gang ein.

Jäh lief ein Zittern durch den Wagen. Der Mirafiori wurde hin und her gerissen; schließlich hob sich das Heck. Silla brüllte auf. Aldo Sanchini fluchte, was bei ihm selten vorkam.

Das Monster hatte unter das Wagenheck gegriffen und das Auto einfach hochgehoben, so dass nur noch die Vorderräder den Asphalt berührten. Silla konnte Gas geben, so viel er wollte. Die Hinterräder

drehten nur durch, und die Maschine heulte auf, aber der Mirafiori bewegte sich nicht vom Fleck.

Kurz darauf schüttelte das Monster den Wagen, dass die beiden Männer fast mit den Köpfen gegen den Himmel stießen. Sie mussten sich an den Sitzlehnen festklammern.

»Es will uns umbringen!«, heulte Silla.

»Drück auf die Hupe!«, schrie Dottore Aldo Sanchini ihn an.

Silla presste die Hand auf den Hebel. Die Zweiklanghupe veranstaltete einen Lärm, der bestimmt auf dem ganzen Anstaltsgelände zu hören war, und noch darüber hinaus. Gleichzeitig röhrte auch die Maschine, denn der praktische Arzt aus Vigliani hatte immer noch den Fuß auf dem Gaspedal. So hingen sie verkrampft auf den Polstern und starten auf das Monster, das, durch die Geräusche immer mehr in Zorn versetzt, das Fahrzeug rüttelte, als handle es sich um ein zu groß geratenes Plastikspielzeug.

Da ließ das Monster das Wagenheck los. Zu plötzlich für Silla, um den Mirafiori durch geschicktes Spiel mit Gas und Kupplung und entsprechende Lenkbewegungen in der Spur halten zu können. Das hellgrüne Auto schoss einfach los, sobald die Hinterreifen Berührung mit der Fahrbahn hatten. Sofort geriet es ins Schlingern, brach aus und raste über den Grünstreifen.

Silla nagelte das Bremspedal fest. Die Geschwindigkeit verringerte sich. Er konnte jedoch nicht verhindern, dass der Wagen zu rutschen begann und gegen einen der Bäume schlitterte. Es gab einen Knall, als die Motorhaube aufsprang und sich unter der Wucht des Aufpralls verbog.

Aber der Motor lief noch. Silla haspelte etwas Unverständliches hervor, legte den Rückwärtsgang ein.

»Beeil dich, das Monster kommt wieder!«, drängte Sanchini.

Angelo Silla ließ die Kupplung schleifen. Wieder saßen sie fest.

Der Mirafiori war durch den Unfall in eine so ungünstige Position geraten, dass die Reifen auf dem ohnehin feuchten Untergrund nicht fassen konnten. Sie gruben sich nur immer tiefer in das Erdreich.

»Die Hupe!«, keuchte Sanchini.

Alles, was sie tun konnten, war, mit dem Zweiklanghorn um Hilfe zu rufen. Es dröhnte in die Nacht hinaus. Inzwischen mussten die beiden im Wagen Eingeschlossenen zusehen, wie das Monster um das Auto herumhüpfte und gestikulierte.

Das Monster hatte einen triumphierenden Ausdruck im Gesicht.

Es war sich des Sieges gewiss. Am schlimmsten war sein Anblick, als es sich in den Strahl der Scheinwerfer stellte und mit den nackten Füßen gegen den Kühlergrill trat. Seine Fratze leuchtete in vielen Farben; deutlich waren die Eiterbeulen und Schwären zu sehen, die rot glühenden Augen, das verunstaltete Maul, in dem die blau

schimmernde Zunge herumschlug.

Plötzlich hielt es inne. Sein Oberkörper pendelte hin und her, die Arme baumelten. Dann brüllte es schaurig, öffnete das Maul von neuem und spuckte einen gelben Schleim auf die Motorhaube.

***

Gino Modena hatte mehrere Minuten gebraucht, um dem Überfallkommando am Telefon klarzumachen, dass er weder betrunken noch geistig umnachtet war. In der Zwischenzeit hatte Professor Zamorra das gesamte Verwaltungsgebäude durchsucht. Nicole Duval war auf sein Geheiß hin bei dem Pfleger geblieben.

Jetzt eilten die drei durch den Park. Zamorra hatte den Revolver in der Faust. Nicole hatte sich einen Morgenmantel übergeworfen, fröstelte aber trotzdem. Um Modenas Gemütszustand war es auch nicht allzu gut bestellt. Er war kreidebleich und brachte kaum ein Wort heraus.

Das grelle Geräusch der Hupe zerriss die Stille.

Nicole blieb stehen und blickte sich erschrocken um. Modena zuckte sogar zusammen und presste die Hände gegen die Ohren.

»Weiter!«, rief Zamorra ihnen zu. »Nicht stehen bleiben! Das sind bestimmt Sanchini und Silla. Sie müssen das Monster entdeckt haben und geben uns ein Zeichen.«

Sie hasteten weiter. Es fiel ihnen nicht schwer, die Herkunft des Hupgeräusches zu lokalisieren. Um Zeit zu gewinnen, verließ Zamorra die Straße und rannte quer durch das Parkgelände. Die Büsche standen nicht so dicht beieinander, dass man sie nicht durchkreuzen konnte. Nicole strauchelte einmal, aber der Professor fing sie auf, bevor sie zu Boden stürzen konnte.

Höchstens zwanzig Meter von der Unglücksstelle entfernt hasteten sie aus dem Gebüsch auf die Fahrbahn. Gino Modena stieß einen Schrei aus, als er den deformierten Mirafiori und das Monster sah, das grunzend auf das Wagendach einhieb. Das Fahrzeug hatte eine Menge Beulen, die nicht von dem Zusammenstoß mit dem Baum herrühren konnten – das Monster hatte sie ihm zugefügt. Es war eine Frage von Sekunden, wann es die Fenster zerschlagen würde, um den beiden Insassen mit seinen Pranken zuzusetzen.

Zamorra gab Nicole einen Wink. Sie verstand und zog sich mit Modena seitwärts in die gegenüberliegende Buschreihe zurück. Hier verharrten beide, weil es keinen Zweck hatte, dass sie sich jetzt in das Geschehen einmischten. Aufgeregt, wie sie waren, wären sie dem Professor höchstens im Wege gewesen.

Um Sanchini und Silla nicht zu gefährden, lief Zamorra bis zum Wagenheck. Das Monster stand links neben der Fahrerseite des Autos. Wenn er also nun vom Heck aus feuerte, lief er keine Gefahr, die

beiden Ärzte zu verletzen.
Das Monster hatte ihn entdeckt. Wild spuckte es nach ihm aus, duckte sich und gab laute, unartikulierte Geräusche von sich.
Zamorra wusste genau, dass es keinen Zweck hatte, mit dem Einsatz noch länger zu warten. Je näher das Monster kam, desto weiter zog es sich in die Reserve zurück. Vor ihm hatte es wahrscheinlich so etwas wie Furcht, denn die Ereignisse im Haus waren in seinem wirren Hirn wenigstens bruchstückhaft stecken geblieben.
Zamorra hob den Revolver und schoss. Wieder traf er das Monster in die Schulter, diesmal in die rechte. Es brüllte und legte eine Pranke auf die Einschussstelle. Seine Augen traten noch weiter aus den Höhlen. Sie erweckten den Eindruck, als wollten sie ganz herausquellen.
In der Smith & Wesson steckten noch fünf Patronen, denn Zamorra hatte nach der Auseinandersetzung in Sanchinis Gebäude nachgeladen. Jetzt legte er von neuem an. Der Schuss peitschte. Eine handlange Feuerzunge zuckte aus dem kurzen Lauf.
Das Projektil drang in den Kopf des Monsters. Ein Mensch hätte jetzt auf der Stelle tot umfallen müssen. Nicht so das Monster. Es heulte zwar vor Qual und Hass, war aber nicht sonderlich in seiner Bewegungsfreiheit beeinträchtigt. Ganz plötzlich warf es sich herum und begann zu laufen.
Es wollte zu den schützenden Büschen. Zamorra rannte ihm nach und schoss im Laufen. Diesmal fraß die Kugel von hinten ein Loch in den Schädel des Schreckenswesens. Aus irgendeinem Grund wurde das Monster von seiner Richtung abgebracht. Es wandte sich nach links und jagte auf dem Grünstreifen entlang, wobei es dem Verlauf der Fahrbahn folgte.
Zamorra bemerkte nur aus den Augenwinkeln, wie Sanchini und Silla die zerbeulten Türen des Mirafiori aufstießen und ins Freie taumelten. Er konzentrierte sich vollständig auf die Verfolgung des Monsters. Diesmal durfte es ihm nicht entgehen.
Aber es entwickelte eine ungeahnte Geschwindigkeit. Zamorra begriff schon nach den ersten Metern, dass er es niemals einholen konnte. Als es sich grunzend nach ihm umdrehte, brachte er den Revolver wieder in Anschlag und zog durch. Die Kugel schlug in das linke Auge des Monsters.
Zamorra kniff unwillkürlich die Augen zusammen – der Anblick war so scheußlich, dass selbst er sich abgestoßen fühlte. Das Auge des Monsters war durch das Projektil total zerstört worden; bevor die Schreckensgestalt heulend mit der Faust daran rieb, konnte man verfolgen, wie es als gallertartige blutige Masse auslief.
Das Monster hatte jetzt sechs 38er Kugeln im Leib. Und doch setzte es seinen Weg fort. Es wirkte schwerfällig, wie es so dahintorkelte.

Aber der Schein trog: Es konnte rennen wie ein gut trainierter Hund.

Zum Glück bekam Zamorra unerwartete Hilfe. Zu seiner Linken lösten sich unvermittelt die Gestalten von Nicole Duval und Gino Modena aus dem Unterholz. Sie brauchten nur über die Fahrbahn zu stürmen, um das Monster zu fassen zu bekommen. Ihr Weg zu dem Ungeheuer betrug ungefähr nur die Hälfte der Distanz, die zwischen ihm und dem Professor lag.

Modena hatte all seinen Mut zusammengerafft. Natürlich wollte er auch nicht vor Nicole und den anderen als Feigling dastehen; trotzdem hatte es ihn erhebliche Überwindungskraft gekostet, den Angriff auf das Monster zu wagen. Beherzt sprintete er noch vor Zamorras Sekretärin über den Asphalt. Er schrie dem Monster etwas zu. Zamorra konnte die Worte nicht verstehen.

Das Monster glotzte mit dem einzigen gesunden Auge nach dem Widersacher, blieb jedoch nicht stehen, um sich ihm zu stellen. Es grunzte und lief weiter.

Der Krankenpfleger warf sich nach vorn. Schon einmal in dieser Nacht hatte er Mauro auf diese Art zu Fall gebracht. Er bekam das Monster an den Beinen zu fassen. Obwohl es mehr als das Doppelte an Kraft des Geisteskranken hatte, der es zuvor gewesen war, kam es nicht rechtzeitig aus dem Griff des kleinen Mannes los und stürzte zu Boden.

Modena schaffte es nicht, das Monster länger als ein paar Sekunden lang festzuhalten. Es trat, schlug und spuckte nach ihm. Zwar wehrte er sich, so gut er konnte, musste aber doch aufstecken, als er einen Hieb gegen die Schläfe bekam. Stöhnend wälzte er sich auf dem Gras.

Das Monster wollte sich aufrappeln. Doch da war Nicole heran.

Sie traktierte das Ungeheuer mit den Hacken ihrer Schuhe. Zeit wurde gewonnen.

Da war Zamorra heran. Er richtete seine Waffe auf das tobende Ungeheuer. Es wollte Nicole Duval mit den Pranken niederschlagen, traf jedoch nicht. Winselnd zog es sich zurück.

Mittlerweile waren auch Sanchini und Silla angekommen. Sie halfen Modena auf. Zum Glück hatte das Monster den Krankenpfleger nicht ernsthaft getroffen. Modena fühlte sich etwas schwindlig, konnte sich aber selbst auf den Beinen halten.

Zamorra hatte mit raschem Griff das Amulett hervorgezogen. Er näherte sich dem Monster, hielt ihm den silbernen Talisman entgegen.

»Nein!«, kreischte das Monster. Plötzlich schlug die Stimme um, wurde tief, dumpf und heiser. »Tu das weg! Tu das weg!« Es versuchte, hochzukommen, rutschte jedoch mit den Füßen aus und setzte sich auf den Hosenboden. Rückwärts kriechend trachtete es, aus der Gefahrenzone zu kommen.

Professor Zamorra wusste, dass die Ausstrahlung des Amuletts stark

genug sein würde, um das Monster in seinem Bann zu halten.

Er musste nur den Revolver in das Schulterhalfter befördern, den Talisman mit beiden Händen packen und ruckartig von seinem Hals lösen. Dass die dünne Kette dabei kaputtging, war nicht weiter von Bedeutung. Er konnte sie ersetzen.

»Lass mich in Ruhe!«, grölte das Monster und: »Verrecke, du Schweinehund!« Es folgte eine Serie von lästerlichen Verwünschungen und obszönen Ausdrücken.

Zamorra spürte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief. Plötzlich war ihm bewusst, dass er es nicht nur mit dem Schreckenswesen allein, sondern auch mit einem Geist zu tun hatte, der in dem verwüsteten Leib hauste. Wenn er sich nicht beeilte, übertölpelte das Gespenst ihn…

»Wer bist du?«, herrschte er das Monster an. »Mit wessen Stimme sprichst du?«

Nicole Duval, Gino Modena und die beiden Ärzte waren sich später einig, dass sie in diesem Augenblick furchtbar erschauerten, ohne Ausnahme. Aus dem Maul des Monsters drang nämlich ein grässliches Gelächter, das nicht abreißen wollte. Schließlich ging es in ein lautes, metallisch klingendes Kichern über.

Zamorra sprang auf das Monster zu und wollte ihm das Amulett auf den schwärenden Körper pressen. Aber es machte eine schnelle Bewegung. Damit geriet es noch einmal für einen halben Meter aus dem Wirkungsbereich des silbernen Talismans. Röhrend kniete es sich auf den Boden und deckte die Fratze mit den Pranken ab.

Blitzschnell war Zamorra bei dem Ungeheuer. Er warf sich auf das Monster, drehte es herum und presste ihm das Amulett gegen die Stirn.

»Nein!«, heulte das Monster mit seiner eigenen, hohen Stimme.

Der Professor hielt das Amulett auf seine eiternde Haut gedrückt, obwohl das Monster sich hochwarf und den Versuch unternahm, ihn abzuschütteln. Es kostete Zamorra viel Kraft, es in Zaum zu halten.

Das Monster brüllte schrecklich. Immer wieder spuckte es nach Zamorra. Der Professor ließ sich nicht beeindrucken. Fortwährend sprach er die Beschwörungsformeln, unter denen sich die Kraft des silbernen Talismans ausweitete und bis in den Leib des Monsters drang.

Zamorra atmete etwas auf, als sich die Züge des Monsters glätteten, als die Eiterbeulen und Pocken langsam verschwanden, das Maul wieder die Form eines menschlichen Mundes erhielt. Die schulterlangen schlohweißen Haare schrumpften und nahmen ihre alte blonde Farbe an und doch fühlte der Professor, dass dieser Kampf noch nicht bis in die letzte Konsequenz durchgestanden war.

Das Unfassbare war eingetreten. Das Amulett hatte das Monster in

den Anstaltspatienten Mauro zurückverwandelt. Keuchend lag er auf dem Grasteppich, die Hände in ein paar Büschel verkrampft.

Vorüber war der Horror, den er noch Minuten vorher verbreitet hatte.

Seine letzten Worte waren: »Mutter… ich … will nicht …«

Plötzlich wurde Mauros Gestalt steif. Überrascht fasste Zamorra nach dem Körper des Geisteskranken. Die Haut war hart wie Leder und kalt – eiskalt. Plötzlich war das Knacken zu hören.

»Um Himmels willen«, flüsterte Zamorra. Er hob das Amulett etwas an und betrachtete entsetzt den Riss, der sich darunter auf Mauros Stirn gebildet hatte. Wenig später klaffte der Körper auch an anderen Stellen auseinander. Der Leib, der eben noch besessen gewesen war, nahm jetzt die Härte von Stein an und brach auseinander.

Zamorra murmelte neue Formeln. Doch er wusste genau, dass er die Entwicklung damit nicht mehr aufhalten konnte – nicht mehr in diesem Stadium.

»Mein Gott, der löst sich völlig auf«, stammelte Silla.

»Schweigen Sie doch«, raunte Modena.

Tatsächlich, der zu Stein gewordene Leib des Geisteskranken verwandelte sich in eine weiße, poröse Masse. Etwas später gab es ein trockenes Geräusch, einem Rascheln gleich. Damit zerfiel die Masse zu Staub. Was von Mauro übrig blieb, war nicht mehr als ein unscheinbarer Haufen Asche.

Zamorra richtete sich langsam auf. Er starrte auf das Amulett, holte ein Tuch aus der Jackentasche und wischte es ab. Dann steckte er es ein.

»Chef«, sagte Nicole plötzlich.

Zamorra folgte mit den Augen der Richtung, in die ihr Zeigefinger wies. Er presste die Lippen zu einem Strich zusammen. Die Büsche hatten sich bewegt, obwohl der Nachtwind sich gelegt hatte. Zamorra trat auf den Oleander und den Ginster zu, teilte die Sträucher, sah jedoch niemanden.

Plötzlich war ihm, als vernehme er ganz aus der Ferne ein höhnisches Kichern. Er zog das Amulett wieder hervor. Während er es hochhielt, in das Gebüsch hinein, sprach er laut und akzentuiert die Beschwörungsformeln, die er bereits auf die Vernichtung des Monsters verwendet hatte. Erst nach fast fünf Minuten brach er ab, drehte sich um und sah Nicole ernst an. Seine Züge hatten einen bitteren Ausdruck.

Nicole nickte. »Ich verstehe Sie, Chef. Ihre Prognosen sind düster, nicht wahr?«

»Ja.«

Nicole Duval beschäftigte sich seit einiger Zeit mit den parapsychologischen Studien, die ihr Chef anstellte. Seither hatte sich

ihre Meinung über Erscheinungen und Vorgänge, die sich jenseits der Bewusstseinsbereiche abspielten, grundlegend geändert. Früher hatte sie nicht an Übersinnliches geglaubt, sondern gedacht, alles mit reiner Logik erklären zu können. Seitdem sie begriffen hatte, dass die Regionen des Denkens weitaus vielschichtiger sein konnten, verstand sie Zamorras Vorstellungswelt in jeder Beziehung und versuchte, ihn bei seinem Kampf gegen die Mächte der Finsternis zu unterstützen.

Zamorra trat neben Sanchini, Silla und Modena. »Ich schlage vor, wir gehen jetzt zu den Stationen vier und fünf und holen das Tonbandgerät aus Mauros Krankenzimmer. Es kann uns wertvolle Aufschlüsse liefern.«

***

Vor dem Verwaltungsgebäude, in dem sich auch die Wohnung von Dottore Aldo Sanchini befand, stießen sie auf den Streifenwagen der »Squadra Volante«, der direkt von der Questura in Lucca herbeordert worden war. Die drei uniformierten Beamten hörten sich gelassen Sanchinis Bericht an. Dass jemand aus einer der Stationen ausgebrochen und bereits wieder gestellt worden war, nahmen sie zufrieden zur Kenntnis. Dass es sich aber um ein Monster gehandelt hatte, das sich mittlerweile in Staub aufgelöst hatte, überhörten sie geflissentlich. Sie baten den Chefarzt bloß, zusammen mit den Zeugen innerhalb der nächsten Tage in die Polizeizentrale zu kommen, um ein Protokoll über den Hergang des Zwischenfalls aufnehmen zu lassen. Damit verließen sie wieder das Gelände der Anstalt Monte Ciano.

»Die glauben auch nicht an den Mummenschanz«, sagte Angelo Silla, als sie gemeinsam ihren Weg fortsetzten, »man kann es ihnen nicht verübeln.«

»Mummenschanz«, wiederholte Sanchini unwillig, »willst du damit sagen, du hast schon wieder vergessen, was wir eben mit eigenen Augen gesehen haben?«

»Keineswegs. Ich meine, nur…«

»… für alles gibt es eine rein sachliche Erklärung«, setzte Zamorra den Satz fort. »Wenn ich an unsere Diskussion zurückdenke, kann ich mir Ihre momentanen Überlegungen recht gut vorstellen, Dottore Silla.«

»Ich bin überzeugt, dass wir die Angelegenheit eines Tages vom medizinischen Standpunkt her deuten können«, entgegnete der blonde Mann beflissen. »Ich bin nicht so wankelmütig wie Aldo, sondern durchaus charakterfest und nicht bereit, von meiner einmal gefassten Überzeugung abzugehen, falls es nicht ernsthafte Gründe dafür gibt.«

»Die Verwandlung Mauros, die Stimme, die aus ihm sprach; sein Ende – sind das keine ernsthaften Gründe, an die Existenz einer okkulten oder mystischen Macht zu glauben?«, hakte Nicole Duval

nach.
»Für mich nicht.«
»Wankelmütig – da hört sich doch alles auf«, beschwerte sich Sanchini. »Wer ist denn im Wagen fast durchgedreht, Angelo, du oder ich?«
»Das hat doch nichts mit der wissenschaftlichen Argumentation zu tun«, regte sich der Arzt aus Vigliani auf. »Ich will dir mal was sagen, mein lieber Aldo: Ich finde es verdammt unseriös, sich wegen dieses Monsters gleich völlig umstimmen zu lassen. Schön, ich weiß, dass der Vorfall schockierend war, aber deswegen braucht man doch nicht gleich zum Opportunisten zu werden.«
Sanchini wollte aufbrausen. Aber Modena war es, der die Arme ausbreitete und den aufkommenden Streit im Ansatz erstickte.
»Ich bitte Sie, Signori«, sagte er, »lassen Sie sich doch nicht so gehen. Tut mir Leid, so was zu meinem Vorgesetzten und dazu noch vor Signorina Duval sagen zu müssen. Aber ich habe langsam die Nase voll. Was hier los gewesen ist, hat doch wohl genügt, um uns alle aus dem Häuschen zu bringen. Wenn wir jetzt auch noch sticheln, statt uns zu beruhigen werden wir ja endgültig hysterisch.«
»Gino hat Recht«, bestätigte der Chefarzt überraschend. »Kümmern wir uns jetzt lieber um das Tonband.«
Es war ein Uhr morgens, als sie im Nachtwachenraum den Aufnahmeapparat einschalteten. Sie hörten fast atemlos zu – Aquila und Modena mit fassungslosen Mienen, Sanchini offensichtlich tief beeindruckt, Silla mit argwöhnischem Gesichtsausdruck. Nur Professor Zamorra und Nicole Duval blieben relativ ruhig; das lag daran, dass sie ohnehin mit einem Ergebnis wie diesem gerechnet hatten.
Die Vorgänge in dem Zimmer waren exakt und ohne Übersteuerungen aufgezeichnet worden. Die Stimmen klangen klar.
»Mauro«, flüsterte die weibliche Stimme, »jetzt habe ich dich endlich soweit. Du kannst dich nicht wehren, nicht einmal schreien wirst du, weil ich dich beherrsche und mir deinen Körper zunutze mache.«
Es folgten das »Nein« des Irren, danach das Kichern der zweiten, unidentifizierten Person. Schritte tönten durch den Raum, obwohl Mauro zu diesem Zeitpunkt noch an sein Bett gefesselt war. Schließlich wurden die Pausen zwischen den gesprochenen Sätzen und den Geräuschen immer länger. Zuletzt hörte man ein knackendes Geräusch – das war, als Mauro seine Lederriemen gesprengt hatte – und dann das Klirren der Fensterscheibe, die er zertrümmert hatte.
Die Pfleger kamen hereingestürmt und schrien. Modena sagte: »Ein – Monster, mein Gott, ein Monster!«
»Das stimmt«, bestätigte der kleine Pfleger, nachdem Zamorra das Gerät ausgeschaltet hatte, »ich habe wirklich diese Worte gebraucht. Übrigens vergaßen wir beide, den Apparat abzustellen. Vielleicht

sollten wir weiter abhören. Man kann ja nicht wissen, ob der Geist in das Zimmer zurückgekehrt ist.«

»Mensch, und ich saß die ganze Zeit hier herum«, sagte Aquila leise. »Seht mal, was ich für eine Gänsehaut habe.« Er hielt seinen Arm hoch.

Sie ließen das Band bis zum Ende abspielen. Zu Modenas Enttäuschung war nichts mehr aufgenommen worden.

Aquila steckte sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an. »Aber ich begreife nicht, warum das Biest sich ausgerechnet Mauro ausgesucht hat. Es gibt fünfhundert Wahnsinnige in Monte Ciano, Professor…«

»Leider kann ich Ihnen nicht antworten.«

Silla verzog geringschätzig den Mund. »Ich für meinen Teil sehe nicht ein, dass man nicht an das Nächstliegende denken kann. Aldo sagt, die Aufnahme sei authentisch. Schön und gut. Was aber, wenn Mauro das ganze Theater selbst abgezogen hat? Es gibt Bauchredner. Es gibt Psychopathen, die über geniale Fähigkeiten verfügen, obwohl sie im Allgemeinzustand als verrückt gelten müssen. Warum sollte Mauro nicht geschickt die Stimme verstellt haben?«

»Angelo«, sagte der Chefarzt von Monte Ciano eindringlich, »ich finde, du solltest endlich über die Sache mit Rosa Terinca berichten, sonst nehme ich dir das ab. Denk daran, dass du entsetzliche Angst hattest, weil das Monster ausgerechnet auf dich losging. Und warum hat es wohl den Wagen angegriffen? Meinetwegen oder deinetwegen?«

Silla zuckte die Achseln. »Rosa Terinca war die Mutter von Mauro. Ihn, ihren einzigen Sohn, lieferte sie schon hier ein, als er erst zehn Jahre alt war. Besser gesagt, die Aufsichtsbehörde nahm ihn ihr ab, denn sie schickte ihn zum Betteln herum, und er richtete wegen seines Schwachsinns nur Unheil an. Sein Vater war ein Vagabund; wahrscheinlich hat er die Syphilis gehabt. Daher litt Mauro unter der Geisteskrankheit, die sich mit zunehmendem Alter immer mehr ausweitete. Die Alte bezeichnete ihn als Bastard und besuchte ihn hier höchstens zwei oder dreimal innerhalb von zwanzig Jahren.«

»Weiter«, sagte Zamorra.

»Rosa Terinca bildete sich ein, eine Wunderheilerin zu sein«, fuhr Silla mit knappem Lächeln fort. »Solange sie den Leuten harmlose Kräuter verabreichte, hatte niemand etwas gegen sie. Eines Tages aber nahm sie eine längere Sitzung am Bett eines Tuberkulosekranken vor. Dabei soll sie ihm auch eine Spritze gegeben haben; jedenfalls starb der Mann unter ihren Händen. Nun, ich muss dazu gestehen, dass der Patient ohnehin nur noch eine Woche zu leben gehabt hätte. Vor Gericht unterstrich ich das, und die Terinca kam mit einer Geldstrafe davon. Aber der Gemeinderat beschäftigte sich jetzt mit ihrem Fall und sprach ein Berufsverbot gegen sie aus.« Er holte tief Luft.

»Ungefähr zur gleichen Zeit nahm das Gerücht seinen Lauf. Man sagte ihr nach, sie sei eine Hexe. Ich kann Ihnen versichern, Professor, dass ich noch nie so haarsträubende Geschichten gehört habe wie damals, vor einem Jahr. Sie wissen ja, wie die Leute im Dorf sind. Geschichten wie aus dem Mittelalter! Also gut, eines schönen Tages fand durch puren Zufall eine Viper den Weg in ihre armselige Behausung. Rosa Terinca wurde gebissen und starb, weil sie sich nicht entschließen konnte, sich von mir behandeln zu lassen. Ich wurde kurz vor ihrem Tod von Nachbarn zu ihr gerufen. Sie war bereits halb paralysiert. Viperngift hat eine verheerende Wirkung. Irgendwie musste sie die Sache mit dem Berufsverbot und dem Hexengerücht in einen Topf mit dem Auftauchen dieser Schlange geworfen haben. Jedenfalls verfluchte sie mich und den gesamten Rat und versicherte mir, irgendwann würde sie zurückkehren und uns umbringen. Das ist alles.«

»Sie meinte, einer von Ihnen hätte die Viper in ihrem Haus ausgesetzt?«, beugte sich der Professor vor.

»Ja, das dachte sie.«

Sanchini fühlte sich veranlasst, etwas detaillierter zu erklären.

»Die Alte war der Überzeugung, der sechsköpfige Gemeinderat habe das Berufsverbot verhängt und gleichzeitig mit dem Gerücht angefangen. Schließlich versteifte sie sich auf die Idee, die Räte würden ihr nach dem Leben trachten. Die Viper war ihr der Beweis.«

»Ich danke euch«, sagte Zamorra. »Allerdings muss ich ehrlich gestehen, dass auch ich dieser Geschichte wenig Bedeutung beimesse. Ja, ich gehe sogar noch einen Schritt weiter, indem ich Dottore Silla Recht gebe. Mauro muss ein hervorragender Simulator gewesen sein. Wir werden genau recherchieren und bis in die letzte Einzelheit feststellen, wie er es fertig gebracht hat, uns so zu täuschen.«

Angelo Silla grinste überlegen; Sanchini zog eine verärgerte Miene, als sie auf den Flur hinaustraten. Er verabschiedete sich von Modena und Aquila, den Einzigen, die nach Zamorras Erklärung einen erleichterten Eindruck machten. Die Pfleger blieben in dem zweigeschossigen Haus zurück, um ihren Dienst fortzusetzen.

»Also, Zamorra, ich verstehe dich nicht mehr«, beschwerte sich Sanchini im Freien, »erst versuchst du, uns mit komplizierten Beweisführungen von dem Vorhandensein dunkler Mächte zu überzeugen, und dann so was…«

»Sie irren sich«, erwiderte Nicole, »der Chef hat das nur gesagt, um keine Panik zu stiften. Er möchte, dass das, was er Ihnen beiden jetzt auseinandersetzt, unter uns bleibt. Würden Modena und Aquila es vernehmen, würden sie es weitertragen, und Monte Ciano hätte spätestens übermorgen kein Personal mehr, ganz zu schweigen von dem Aufruhr, der sich im Dorf ausbreiten würde.«

Zamorra blieb stehen und schaute ihn fest an. »Sie sind sich der gesamten Tragweite der Situation nicht bewusst, Dottore. Nennen Sie mir bitte die Namen der Ratsmitglieder von Vigliani.«

»Bitte. Die Zusammensetzung ist die gleiche wie vor einem Jahr. Da ist Vito de Angelis, Bäcker, Bürgermeister und Vorsitzender des Gemeinderates in einer Person. Dann Patrizia Viani, die Lokalreporterin für die Tageszeitung *La Nazione;* Quinto Rinaldi, der Besitzer einer kleinen Lackfabrik, der Pensionswirt Sirio Giannoni, der Apotheker Gaetano Borgo und meine Wenigkeit.«

»Gut. Warnen Sie die fünf anderen.«

»Warum sollte ich?«

»Sie befinden sich in höchster Gefahr. Das beste wäre, wenn wir uns hier oben in Monte Ciano versammeln würden; ich könnte dann alles veranlassen, um den Geist anzulocken und endgültig unschädlich zu machen.«

»Drücken Sie sich konkret aus, Professor!«, verlangte der blonde Arzt in scharfem Tonfall.

»Nach allem Dafürhalten hat der Geist von Rosa Terinca wirklich ihren Sohn Mauro heimgesucht«, versetzte Zamorra mit gesenkter Stimme. »Zu viele Anhaltspunkte deuten darauf hin, dass es so ist. Um es kurz zu machen: Als ich Mauro besiegt habe, ist das Gespenst aus seinem Leib entwichen und vor dem silbernen Amulett geflohen. Jetzt treibt es sich irgendwo herum.«

»Wo soll das Gespenst denn bitteschön stecken?«, zischte Silla.

»Ganz in der Nähe. Vielleicht hinter uns«, sagte Zamorra.

»Sie sind ja nicht mehr zu retten«, lachte Silla auf. Nervös rückte er seine Brille zurecht. »Entschuldigen Sie, wenn ich das so sage, Professor. Sie zwingen einen ja dazu.«

»Denken Sie, was Sie wollen, aber warnen Sie die anderen Ratsmitglieder.«

»Einen Dreck werde ich tun.«

»Angelo«, sagte Sanchini drohend, »nimm dich zusammen. Du wirst ausfallend.«

»Lass ihn nur«, bremste Zamorra. »Nicole, kehren Sie bitte mit Aldo ins Haus zurück. Ich kümmere mich darum, den Platz zu weihen, an dem das Monster sein Ende gefunden hat. Anschließend, spätestens aber beim Hellwerden, fahre ich nach Vigliani und kläre diese fünf Leute über die Gefahr auf, in der sie schweben.«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können«, sagte Silla zu dem Professor. Es klang fast fröhlich. Damit wandte er sich ab, grüßte Nicole und Sanchini und marschierte über die Straße fort, die zu seinem Wagen führte. Zamorra trennte sich von den beiden anderen und folgte ihm. Dottore Angelo Silla drehte sich nicht einmal zu ihm um.

Erst als sie den Fiat Mirafiori erreicht hatten, steckte er die Hände in

die Hosentaschen, vollführte eine Drehung auf dem Absatz und schaute Zamorra etwas unsicher an. »Ich habe die Scheinwerfer angelassen«, sagte er, »die Batterie wird aus dem letzten Loch pfeifen.«

»Wir können anschieben«, gab Zamorra zurück, »so schwer ist der Wagen doch nicht.«

»Also los, versuchen wir's!«

Silla nahm den Gang heraus und schaltete die Scheinwerfer aus.

Dann schoben sie den Mirafiori vom Baum weg. Den schlimmsten Stoß hatte die Motorhaube abbekommen; der Grill war nur wenig verbeult, und die Kotflügel schienen ganz heil zu sein. Dach und Seiten sahen übel aus, weil das Monster mit seinen Pranken dagegen geschlagen hatte.

Sie schoben den Wagen über den Grünstreifen bis auf die asphaltierte Fahrbahn. Jetzt nahm der Professor die Hände vom Autoheck und sah zu, wie Silla die Fahrertür aufmachte. »Einen Moment«, sagte er ihm und holte das Amulett hervor. »Lassen Sie mich noch den Wagen weihen.«

»Ach, hören Sie doch mit dem Quatsch auf«, fuhr Silla ihn an. Er ließ sich auf den Sitz fallen, riss den Schlag zu und drehte den Zündschlüssel. Die Batterie gab wirklich nur einen schwachen Stromstoß, aber beim zweiten Versuch lief der Motor doch an.

»Danke bestens!« Dottore Angelo Silla legte einen Gang ein und gab Gas. Der hellgrüne Mirafiori wirkte komisch, als er so verbeult und doch fahrbereit davonrollte.

Zamorra sah den Schlusslichtern nach. Die ganze Zeit über ließ ihn eine dumpfe Ahnung nicht los.

***

Dottore Angelo Silla stoppte am Pförtnerhaus. Nachdem er sich bei dem Mann verabschiedet hatte, der das Tor bewachte, verließ er die Anstalt Monte Ciano.

Unterwegs kam ihm plötzlich der Gedanke, das Autoradio auszuprobieren. Rasch stellte er es an – gedämpfte Musik drang aus den Lautsprechern. Der einzige Sender, der um diese Zeit noch ein Programm für die Nachtschwärmer brachte, war Radio Monte Carlo.

Plötzlich knackte es in den Lautsprechern. Statt der Musik kam jetzt eine Stimme. Silla beugte sich unwillkürlich vor, um sie verstehen zu können. Es war eine hässliche, knarrende Stimme; aber damit nicht genug: Sie bediente sich einer Sprache, die er nicht verstand. Silla beherrschte Französisch und Spanisch und ein wenig Englisch. Dem Klang nach konnte er auch Deutsch, Schwedisch, sogar Finnisch auseinanderhalten. Was ihm hier präsentiert wurde, hatte jedoch mit all diesen Sprachen nichts zu tun.

Silla fühlte sich mit einemmal unbehaglich. Sein Hemdenknopf stand

noch offen, aber dennoch schwitzte er wieder. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn – sie war feucht. Warum nur? fragte er sich. Ein beklemmendes Gefühl hatte ihn beschlichen; er dachte plötzlich an Zamorra und verspürte den Wunsch, zu diesem Mann zurückzukehren, um sich mit ihm auszusprechen. Er hatte jetzt den Eindruck, sich zu voreilig verhalten zu haben.

Dann dämmerte es ihm. Er kannte diese Stimme.

Er hatte sie in dem Monster gehört, in dem Monster, das mit Mauro Terinca identisch gewesen war und das von dem Geist der alten Rosa heimgesucht worden sein sollte…

Das Kichern unterbrach seine Gedankenflut. Ja, es kicherte aus dem Lautsprecher. Und damit verdichtete sich die Ahnung zur Gewissheit.

Er trat auf die Bremse. Sie funktionierte nicht. Dottore Angelo Silla fühlte es siedendheiß in sich aufsteigen, dieses unbezwingbare Gefühl der Angst.

»Ich kriege dich«, sagte die Stimme, diesmal auf italienisch. »Ich kriege dich, wie ich Mauro gekriegt habe. Diesmal bin ich stärker und kann mir einen Fremden zunutze machen. Mein Söhnchen ist tot, Silla, aber ich habe dich. Du musst ohnehin büßen, was schert es mich da noch, wie du nachher aussiehst…«

Silla drehte das Radio ab. Er zuckte zurück, als eine Stichflamme aus der Sendereinstellung fuhr und seine Finger ansengte. Fast hätte er das Lenkrad losgelassen.

Da kam die Stimme wieder. Diesmal nicht aus den Lautsprechern, sondern aus dem Fond des Mirafiori.

»Silla, bist du bereit?«, krächzte sie, die Alte.

Die Alte? Teufel, sie ist es, hämmerte es in seinem Hirn, ich habe sie bei mir im Wagen – der Geist von Rosa hat sich hier versteckt, nachdem er das Monster verlassen hatte.

»Ja, es stimmt«, kicherte das Gespenst. »Du siehst, ich kann Gedanken lesen, Silla. Zier dich nicht länger und lass mich in dich hineinkriechen. Du kannst dich ja doch nicht dauerhaft gegen mich wehren.« Wieder lachte sie, diesmal laut und voller Hohn.

»Geh weg!«, rief der Arzt. »Geh weg, oder ich setze den Wagen gegen den nächsten Baum!«

»Das würde dir nichts nützen. Außerdem hängst du zu sehr an deinem Leben, Silla. Lieber leben und ein Scheusal sein, als tot und in der Hölle schmoren!«, krähte sie.

»Nein!« Er hörte das Krachen und Prasseln und blickte entsetzt zur Seite. Die rechte vordere Seitenscheibe war in die Brüche gegangen. Scherben brachen aus, fielen ins Freie oder regneten auf das Sitzpolster des Beifahrerplatzes. Der Wind trat heulend durch das Loch in der Scheibe.

Silla schluckte. Die Angst machte bodenloser Panik Platz. Er hielt

diese Zerreißprobe nicht mehr aus, seine Nerven schienen zerplatzen zu wollen. In plötzlichem Entschluss riss er das Lenkrad herum, um den angekündigten Unfall zu verursachen.

Der Wagen blieb in der Spur.

»Zu spät, zu spät, Silla«, flüsterte die Stimme neben seinem rechten Ohr. »Ich nehme dir jetzt das Lenken ab. Von nun an brauchst du dich um überhaupt nichts mehr zu kümmern, denn das Denken führe ich für dich durch.«

Der blonde Arzt schlug um sich, um die Stimme zu verscheuchen.

Es gelang ihm nicht. Das Kichern dauerte an. Plötzlich hielt er inne und stierte auf den Nebensitz. Das Polster hatte mit einemmal eine Ausbuchtung. So, als ob jemand darauf saß – ja, die Vertiefung veränderte sogar ihre Form und machte damit deutlich, dass sich die unsichtbare Gestalt bewegte…

»Nein!«, brüllte, Silla. »Ich will hier raus!«

Gern hätte er jetzt den Schlag des dahinrasenden Wagens aufgerissen und sich trotz der Tatsache, dass die Tachonadel über der Hundert-Kilometer-Marke stand, ins Freie geworfen. Die Aussicht, auf die Straße zu schlagen und einen jämmerlichen Tod zu finden, erschien ihm geradezu erlösend. Er fürchtete die Rache der Wunderheilerin von Vigliani in einem Maße, wie er es nie zugeben hätte.

Klar hatte er noch die Fratze des Monsters vor Augen.

Ich Narr, wirbelte es in seinem Hirn, hätte ich doch bloß auf Zamorra gehört!

Mit einem puffenden Geräusch ging das Sitzpolster des Beifahrersitzes entzwei. Es klaffte auf und gab eine Staubwolke frei, die nach Schwefel und Fäulnis stank. »Zamorra«, kreischte die entsetzliche Stimme, »Zamorra wird auch noch dran glauben müssen. Ich werde ihn vernichten, sobald ich ihn in meine Falle gelockt habe!«

Silla probierte verzweifelt, die Hand an den Türgriff zu bekommen. Er schaffte es nicht. Unvermittelt machte sein Widerstand lähmender Teilnahmslosigkeit Platz. Er spürte, wie der Eishauch auf ihn zukroch und ihn lähmte. Ein süßes, aber gleichzeitig verderbliches Gefühl des Rausches bemächtigte sich seines Körpers und seiner Sinne und ließ ihn in einen feuerroten imaginären Abgrund tauchen. Sein Wille war nicht stark genug, gegen den Geist anzukämpfen.

Silla schrie.

Er kam zu sich. Bewegungslos starrte er auf die Straße hinaus. Er nahm nicht in vollem Bewusstsein wahr, dass der Wagen mit unverminderter Geschwindigkeit dahinrollte, dass er die Hände nicht am Lenkrad hatte, dass alles ohne sein Zutun geschah.

Hände? Die Finger waren geschwollen und hatten sich mit weißem Flaum überzogen. Die Nägel waren zu richtigen Krallen ausgewachsen, Krallen, die in schaufelartigen Pranken steckten.

Sämtliche Gliedmassen hatten sich verdickt – Sillas Anzug platzte an einigen Stellen in den Nähten auf, weil er zu klein für den Umfang dieser Gestalt geworden war.

Dann nahm die Verwandlung auch im Gesicht des Arztes ihren Lauf. Es wirkte grotesk, als die Brille von seiner Nase sprang, weil sich das Nasenbein knollenartig ausgebuchtet hatte. Die Brille landete auf dem Wagenboden vor dem Gas- und Bremspedal. Silla trampelte mit einem klobigen Fuß darauf, dass die Gläser zerbrachen und das Gestell zerknickte.

Seine Haare wuchsen bis auf die Schultern aus. Ehemals blond, hatten sie jetzt die gleiche Farbe wie die, die den Kopf des toten Monsters bedeckt hatten: schlohweiß. Sillas Augenbrauen fielen aus.

Geschwüre deckten die Augenhöhlen ab. Die Augen wurden wässrige, rot glühende hervorquellende Bälle, und der Mund konnte nicht mehr als solcher bezeichnet werden, sondern nur noch als geiferndes Höllenmaul, hinter dem sich wenige spitze Zähne und eine blaue Zunge verbargen. Am schlimmsten war es jedoch um die Gesichtshaut bestellt. Tiefe Falten zogen sich über alle Bereiche, dazwischen bliesen sich Eiterpusteln auf, die zum Teil zerbrachen und als scheußliche, nässende Schwären zurückblieben.

Er öffnete das Maul. Grässliche, tiefe Laute kamen über seine speichelnden Lippen. Als der Mirafiori durch das Dorf Vigliani fuhr und sein Haus in Sicht kam, lachte er abscheulich.

***

Professor Zamorra hatte den Wagen aus der Gemeinschaftsgarage des Anstaltkomplexes geholt. Es handelte sich um einen metallicgrauen Alfa Romeo 2000, den er in Pisa auf dem Flugplatz gemietet hatte. Jetzt saß er hinter dem Steuer, neben sich Nicole Duval, die sich mittlerweile vollständig angekleidet hatte. Sie trug einen dunkelblauen Hosenanzug mit hochgeschlossener, aber enger schwarzer Bluse darunter.

Sanchini, der im Fond Platz genommen hatte, beugte sich vor und schaute auf die Uhr im Armaturenbrett. Es war kurz nach zwei.

»Erkläre mir das noch mal, Zamorra«, sagte er und strich sich den eisgrauen Vollbart glatt. »Du meinst also, es hätte wirklich einen Sinn, nach Vigliani zu fahren und auf dem Friedhof in Rosa Terincas Grab zu sehen – ausgerechnet um diese Stunde?«

Zamorra reichte eine geöffnete Packung Zigaretten herum. »Der Geist der alten Wunderheilerin befindet sich nicht mehr auf dem Anstaltsgelände, dessen bin ich völlig sicher, Aldo. Erstens hat er in keiner Weise auf das Amulett reagiert, obwohl ich nahezu den ganzen Park durchquert habe. Zweitens spüre ich, dass er fort ist. Das ist eine Sache des Instinkts. Ich könnte dir keine sachliche Begründung dafür

liefern. Nun nehme ich stark an, dass der Geist aus Furcht vorerst in seine Festung zurückgekehrt ist. Einziges Versteck für ein solches Wesen ist in einem Fall wie diesem sein Sarg, falls es nicht ein leerstehendes Haus, ein Kastell oder ein Schloss zur Verfü- gung hat.«

»Und wenn wir den Geist finden?«

»Vernichten wir ihn.«

»Dann muss ich mir ein… ein Amulett beschaffen, oder?«

Zamorra legte die Finger auf den Talisman, den er inzwischen mit einer neuen Kette ausgestattet und um den Hals gebunden hatte.

»Ich wünschte wirklich, es gäbe einige hundert von silbernen Amuletts. Aber das wird wohl ein Traum bleiben. Überlege, wie lange ich brauchte, um es zu entdecken. Es war in Château Montagne versteckt, wo mein Vorfahre Leonardo de Montagne es Ende des elften Jahrhunderts hinterlegte. Er hatte es von einem seiner Kreuzzüge mitgebracht.«

Sanchini wies nach vorn. »Rechts – du musst nach rechts auf die schmale Straße abbiegen. Seht ihr die Lichter dort unten? Das ist Vigliani. Der Friedhof liegt noch vor dem Dorf.«

Etwas später stellte Zamorra den Motor des Wagens vor dem schmiedeeisernen Friedhofstor ab. Sie stiegen aus und gingen die breiten Treppenstufen empor, die den Eingang bildeten. Das Tor musste geöffnet werden. Es quietschte in den Angeln, als Sanchini dagegen drückte.

Der Wind war wieder stärker geworden. Er drückte gegen die Zypressen, die sich unter seiner sanften Gewalt vor den hohen Friedhofsmauern bogen.

Es war ein typischer italienischer Landfriedhof, den sie betraten.

Zwischen den Gräbern gab es kleine Grünanlagen. Die Grabsteine, vorwiegend aus weißem Toskana-Marmor gefertigt, lagen dicht nebeneinander. Hinter schlichten Kreuzen und kleinen Madonnen-Standbildern leuchteten bescheidene elektrische Lichter. Im Hintergrund waren die Umrisse eines Mausoleums auszumachen. Auch dort funkelten mehrere kleine Lampen. Nicole zählte insgesamt zwanzig Lichter, die diesen Platz mit einem geheimnisvollen Schimmer belegten.

Sanchini schritt zielstrebig aus und blieb vor einem einfachen Grab ohne Blumen stehen. »Hier ist es«, raunte er.

Zamorra und seine Sekretärin traten neben ihn.

»Rosa Terinca; geboren 1904, entschlafen 1974; Ruhe in Frieden«, entzifferte der Professor auf dem schräg stehenden Grabstein. »Einfacher ging es wirklich nicht.«

»Sie wurde auf Kosten der Gemeinde beerdigt«, erklärte der Chefarzt.

Zamorra löste das Amulett von seinem Hals; diesmal natürlich, ohne die Kette zu zerstören. Dann kniete er sich vor das Grab und hielt den

Talisman wie ein Pendel. Leise schwang er hin und her.

Zamorra murmelte die Beschwörungsformel.

Er war noch nicht am Ende angelangt, als das Knacken ertönte.

Nicole presste sich unwillkürlich eine Faust gegen den Mund.

Sanchini machte einen Schritt zurück.

Das Knacken wurde heftiger – Zamorra blieb knien und sprach langsam weiter. Dann wurde in dem matten Licht, das von den kleinen Lampen ausging, die Ursache der Laute deutlich. Risse hatten sich in dem Grabstein der Terinca gebildet. Je weiter sie durch den in den Boden gerammten Marmorblock verliefen, desto lauter wurde das Geräusch.

Plötzlich sprang der Stein auseinander. Er fiel in sich zusammen.

Mehrere Dutzend faustgroßer Marmorstücke formten nun einen erbärmlichen Haufen neben dem Grab.

Zamorra stand auf. Seine Züge waren hart, seine grauen Augen fixierten den Arzt. »Aldo, wir müssen das Grab aufmachen«, sagte er leise. »Ich habe eine dumpfe Ahnung gehabt. Sie scheint sich jetzt zu bestätigen.«

»Du meinst, der Geist ist hier?«

»Nein. Eben nicht. Aber ich muss völlige Gewissheit haben.«

Sanchini hustete. »Für die Exhumierung brauchen wir die behördliche Genehmigung. Woher sollen wir die um diese Stunde kriegen?«

»Wir können sie später beantragen. Aldo, wenn wir nicht handeln, sterben möglicherweise sechs Menschen. Ich bereue, Silla so ohne weiteres fahren gelassen zu haben. Aber ich hoffe trotzdem, noch rechtzeitig eingreifen zu können.«

»Jetzt sprichst du in Rätseln, Zamorra.«

»Ich habe neben dem Eingang ein paar Werkzeuge gesehen«, versetzte Nicole. »Also los, worauf warten wir noch? Ich helfe mit.«

Kurz darauf arbeiteten sie mit zwei Spaten und einer Schaufel an dem Grab. Dank ihrer vereinten Bemühungen hatten sie nach einer halben Stunde bereits eine Öffnung von beachtlicher Tiefe geschaffen. Zamorra war es, der mit dem Spaten gegen etwas Hartes stieß und als Erster wieder verharrte.

»Der Sarg scheint noch nicht verfault zu sein«, überlegte er laut.

»Wir müssen aber vorsichtig sein. Unser Gewicht belastet den Deckel, und innerhalb der nächsten Sekunden könnte er unter uns nachgeben. Ich halte es für das Beste, wenn zwei von uns nach oben steigen und von dort aus weitermachen.«

Nicole und Dottore Aldo Sanchini befolgten seinen Rat und zogen sich an den Rand des Loches zurück, um von oben aus weiter auszuschachten und zu beobachten, wie Zamorra immer wieder mit dem Spatenblatt gegen den Sargdeckel stieß, um dessen Festigkeit zu

prüfen.

Zuletzt hob er die Hand. Sie hielten inne. Zamorra legte das Werkzeug aus der Hand, nahm wieder das Amulett und sprach die Beschwörungsformel. Bevor er sich an die zeitraubende Arbeit machte, den Sargdeckel zu öffnen, wollte er sehen, ob er nicht auch so zu dem Beweis für seine Vermutung kam.

Sanchini stieß einen Laut der Überraschung aus, als es in dem Sarg zu rumpeln begann. Eine Sekunde später wich Zamorra zurück und ließ sich von ihnen aus der Grube helfen. Unter seinen Füßen hatte der Sargdeckel zu glühen begonnen.

Sie verfolgten fassungslos, wie der Deckel knisternd verglomm und wie aus dem feuerrot leuchtenden Holz ein grauer Aschestreifen wurde, der am Ende in sich zusammenfiel.

Sanchini wollte mutig in den Sarg hinabsteigen, aber der Professor hielt ihn zurück. »Du riskierst den Tod, Aldo«, sagte er. Er ließ sich die Taschenlampe geben, die Nicole aus dem Alfa mitgebracht hatte.

Als er sie einschaltete, begriff Sanchini. Der Lichtkegel tanzte in der von ihnen ausgehobenen Grube und zeigte, dass der Sarg keinen Boden hatte. Und unter dem Grab führte ein gähnender Abgrund in die Tiefe, dessen Boden von dem Schein der Lampe nicht erfasst wurde, weil er zu tief lag – wie tief, das mochte keiner von ihnen vermuten. Von den Resten einer Leiche war nirgends etwas zu entdecken.

»Meine Güte«, stöhnte Sanchini, »hättest du noch etwas länger auf dem Deckel gestanden, wärest du abgestürzt, Zamorra. Ich wage gar nicht auszudenken, was…«

Nicole klammerte sich plötzlich an Zamorra fest. »Chef, ich kann es kaum für möglich halten. Ist denn sicher, dass es keine Höhlen unter dem Friedhof gibt?«

»Höhlen?«, echote Sanchini. »Nein, ganz bestimmt nicht.«

Der Wind wurde stärker. Aber er schien nicht von den umliegenden Hügeln, sondern aus dem tintenschwarzen Stollen zu kommen.

Zamorra riss das Amulett zurück, das immer noch an seinem Finger hing und mit einemmal in das offene Grab fallen wollte.

»Es hat keinen Zweck, wieder Erde in das Loch zu schütten«, versetzte er mit belegter Stimme. »Aldo, kennst du den Priester aus dem Dorf?«

»Don Bruno? Ja, sehr gut sogar.«

»Ich bitte dich um einen Gefallen. Nimm den Alfa und fahre zu ihm. Du musst alles versuchen, um ihm den Vorfall hier zu erklären. Er soll den Friedhofswärter oder die Gemeindearbeiter oder sonst wen mobil machen, eine dicke Steinplatte besorgen und sie herschaffen lassen. Vielleicht lässt sich das innerhalb der nächsten Stunden bewerkstelligen.«

»Ich glaube, im Mausoleum liegen einige halbfertige Grabsteine bereit«, erwiderte Sanchini. »Die dürften für diesen Zweck ausreichen. Du willst das Loch zudecken lassen, nicht wahr?«

»Richtig. Wir warten hier auf dich. Solange die Grube nicht verschlossen und durch Weihwasser versiegelt ist, kann ich für nichts garantieren.«

»Und anschließend?«

»Anschließend kümmern Nicole und ich uns um die Ratsmitglieder«, sagte Zamorra. »Die alte Rosa wird alles daransetzen, um ihren Racheschwur wahr zu machen.«

***

Der Beamte, der in der Carabinieri-Station von Vigliani den Nachtdienst versah, war ein behäbiger, untersetzter Mann mit feinem Menjoubärtchen. Die »Squadra Volante«, die zum Anstaltsgelände von Monte Ciano gefahren war, hatte ihm einen Zwischenbericht über die Ereignisse erstattet. Mit einigem Argwohn blickte der Beamte Professor Zamorra und Nicole Duval über seinen Schreibtisch hinweg an.

»Ich kann Ihnen die Adresse des Bürgermeisters de Angelis geben. Meinetwegen stören Sie ihn, aber auf Ihre Verantwortung«, brummte er. »Sie können nicht von mir verlangen, dass ich Sie bei diesem Mumpitz sozusagen behördlich unterstütze. Es ist gut, dass Sie mir Ihre Ausweise gezeigt haben, sonst hätte ich Sie womöglich für zwei zwielichtige Elemente gehalten.«

»Danke, bestens«, sagte Nicole spitz. Sie empfand eine gewisse Genugtuung, als der Mann mit dem Menjoubärtchen unter ihrem entwaffnenden Blick dunkel anlief. »Ist die Wohnung weit entfernt?«

»Keineswegs. Sie fahren in der Richtung weiter, in der Ihr Auto steht. Die erste Querstraße biegen Sie rechts ab, dann, nach ungefähr zweihundert Metern, wenden Sie sich gleich wieder nach links. Die Straße, die Sie auf diese Art erreichen, heißt Via Leopardi. Das Haus des Bürgermeisters hat die Nummer 20.«

Das Gebäude Nummer 20 in der Via Leopardi entpuppte sich als renovierter Altbau. Nach Zamorras Schätzung stammte er mindestens aus dem vorigen Jahrhundert. Man hatte sehr viel Geschick und Geschmack darauf verwandt, die Fassade zu erneuern und Fenster und Türen so auszuwechseln, dass der ursprüngliche Stil erhalten blieb.

Zamorra legte den Daumen auf den Klingelknopf an der Gartenpforte. Er näherte sein Ohr dem Lautsprecher des Haustelefons.

Erst nach dem zweiten Versuch kam eine Frauenstimme: »Vito, bist du’s?«

Zamorra erinnerte sich, dass de Angelis mit Vornamen Vito hieß.

»Entschuldigen, Sie, Signora, hier ist nicht Ihr Gatte, sondern

Professor Zamorra«, sprach er in die Membrane. »Dottore Angelo Silla schickt mich.«

Kurz darauf wurde ihnen aufgemacht. Zamorra und Nicole durchschritten den gepflegten Vorgarten und traten der Frau entgegen, die die Eingangstür des Hauses aufgezogen hatte und sie in den erleuchteten Flur bat. Sie trug einen eleganten Morgenmantel und hochhackige Pantoffeln, eine attraktive Frau mit brünetten Locken, die ihre schätzungsweise vierzig Jahre ausgezeichnet herunterzuspielen wusste.

Zamorra stellte Nicole vor, entschuldigte sich noch einmal und teilte der Frau des Bürgermeisters mit: »Signora, ich habe eine Nachricht zu überbringen, die den Rat betrifft. Da es ziemlich wichtig ist, komme ich zu so ungewöhnlicher Stunde. Würden Sie bitte Ihren Mann rufen?« Mehr sagte er nicht. Er wollte die Frau nicht in Aufruhr versetzen.

Sie ordnete mit der Hand etwas die Frisur. »Ich bin Aufregung gewöhnt, also brauchen Sie sich keine Sorgen über die Uhrzeit zu machen. Ich bin sowieso erst vor zwei Stunden ins Bett gegangen und habe noch wach gelegen. Vielleicht hat Dottore Silla Ihnen erzählt, dass hier eine Sitzung des Ausschusses stattgefunden hat.«

»Nein…«

»Eine Sitzung des Schulausschusses«, setzte sie auseinander. »Eigentlich auch des Rates, denn der ist in der Besetzung mit dem Ausschuss völlig identisch. Silla verließ uns um zehn Uhr, um nach Monte Ciano zu fahren. Mein Mann, Patrizia Viani, Rinaldi, Giannoni und Borgo tagten nach Versammlungsschluss noch privat weiter. Ich habe mich daran beteiligt, aber als mein Mann den Vorschlag machte, in die Jagdhütte hinaufzufahren, um zu vorgerückter Stunde einen Schluck 1971er Chianti zu probieren, habe ich mich zurückgezogen. Ich halte nichts von Festen, die bis zum Morgengrauen dauern.«

»Ich habe wohl richtig verstanden – Ihr Mann ist weder im Haus noch im Dorf«, sagte Nicole hastig.

»So ist es. Tut mir Leid.«

»Daher auch Ihre Frage an der Sprechanlage, Signora«, versetzte Zamorra ernst und nachdenklich. »Ich habe seit jenem Moment schon etwas Ähnliches befürchtet. Sagen Sie, wo finden wir die Jagdhütte?«

»Hm«, machte sie, »das ist nicht gerade einfach zu erklären. Am besten zeichne ich es Ihnen auf, Professor. Aber ist es denn so dringend? Sie tun ja so, als ginge es um Leben und Tod.«

Zamorra zwang sich zu einem Lächeln. »Fast. Tun Sie mir den Gefallen und fertigen Sie eine kleine Skizze an. Falls es in der Hütte ein Telefon gibt…«

»Es gibt Telefon«, warf sie ein.

»Dann notieren Sie bitte auch die Nummer.«

»Sie können von hier aus anrufen.«
»Herzlichen Dank, wir erledigen das von der öffentlichen Telefonzelle aus. Wir haben Sie schon genügend gestört.«
De Angelis Frau zuckte die Achseln, wandte sich ab und verließ den Flur. Sie kehrte mit einem vorgedruckten Briefbogen zurück, auf dem *Vito de Angelis, Panificio* zu lesen stand. Wie Silla gesagt hatte, verdiente sich de Angelis seinen Lebensunterhalt als Bäcker und versah den Posten als Bürgermeister nur nebenberuflich.
Die attraktive Frau legte den Bogen auf die Garderobe und begann, mit einem Kugelschreiber zu zeichnen. Schließlich richtete sie sich auf und sah Zamorra aus hellblauen Augen an.
»Die Hütte liegt etwa sechs Kilometer entfernt; Sie erreichen sie, wenn Sie die Landstraße nach Lucca nehmen. Hier habe ich auch die Telefonnummer aufgeschrieben.«
»Nochmals vielen Dank, Signora.« Der Professor nahm die Skizze entgegen, verbeugte sich etwas und verabschiedete sich.

***

Vito de Angelis war ein hochgewachsener Mann mit eckigem Schädel. Sein Haupthaar war lichter geworden, seitdem er die Vierzig überschritten hatte; jetzt besaß er kaum mehr als eine Halbglatze. Er hatte zu große Ohren, eine knollenförmig gestaltete Nase und einen rötlichen Teint, wodurch er ein ziemlich vierschrötiges Aussehen erlangte. Die Freunde aus dem Gemeinderat, die er hier in der Jagdhütte um sich versammelt hatte, wussten allerdings, dass in diesem derben Äußeren ein intelligenter Geist und ein humanes Herz steckten. Er hatte viel für Vigliani und seine Bürger getan. Das wussten die Leute, und deshalb wählten sie ihn auch in jeder Legislaturperiode wieder. De Angelis hatte den Posten bereits seit zwölf Jahren.
Das Feuer im Kamin zuckte; feuchte Scheite knackten unter der Hitze der Glut. Die Hütte bestand aus grobem Naturstein. Doch das Innere war ganz mit Holz ausgekleidet, was dem einzigen großen Raum eine sehr gediegene Atmosphäre verlieh. Es gab noch eine Küche und ein Bad, aber die vier Männer und die Frau hockten selbstverständlich vor dem Kamin. Sie hatten die Bänke, die man im Bedarfsfall in Betten verwandeln konnte, von den Wänden abgerückt und es sich darauf bequem gemacht.
Da es bereits auf halb fünf zu ging und der erste Frühstückshunger aufkam, hatten sie den Kühlschrank geplündert und sich große Schinkenbrote bereitet. Während sie kauten, füllte de Angelis immer wieder ihre Gläser mit dem dunkelroten Inhalt einer großen Korbflasche auf.
»Echter Chianti ohne Zusätze«, dröhnte seine Stimme. »Und dann der

Jahrgang: 1971! Ein so schmackhaftes Tröpfchen findet ihr weder in Vigliani noch in der gesamten Provinz.«

Der Fabrikbesitzer Rinaldi, ein hagerer, gut aussehender Mann Ende der Dreißig, nippte an seinem Glas, setzte es ab und lachte auf.

»Du übertreibst zwar etwas, aber ich stimme dir zu. Der Wein ist tatsächlich große Klasse. Wenn du mir jetzt noch verrätst, wo du den Kellerschlüssel aufbewahrst…«

»Er wird sich hüten, Quinto«, fiel Patrizia Viani ihm amüsiert ins Wort. Ihre Stimme klang silberhell. Sie konnte es sich erlauben, Rinaldi jetzt unter den Arm zu greifen und sich kokett gegen ihn zu lehnen, denn innerhalb des Gemeinderates war es ein offenes Geheimnis, dass er ein Verhältnis mit der unverheirateten Journalistin hatte. Rinaldi lebte von seiner Frau getrennt.

Patrizia Viani war nicht das, was man als umwerfend hübsche Frau bezeichnen konnte. Aber sie trug ihr langes schwarzes Haar sorgfältig frisiert, schminkte sich mit vorzüglichem Geschmack und wählte die richtigen Kleider, die ihre etwas zu üppige Figur nicht zu sehr zur Geltung kommen ließen.

»Sag mal, sehe ich eigentlich so schlecht aus wie ein Weinräuber?«, beschwerte sich Quinto Rinaldi.

»Nein, aber so versoffen«, prustete Sirio Giannoni, der Pensionsbesitzer mit dem roten Vollbart los. Er hatte bereits einiges über den Durst getrunken.

Der Einzige, der jetzt nicht lauthals in das Gelächter einstimmte, sondern nur vergnügt schmunzelte, war der Apotheker Gaetano Borgo. Der schmächtige Mann – er trug einen Hut, von dem man sagte, er begleite seinen Besitzer sogar ins Bad – hatte dem kräftigen Chianti nicht so zugesprochen, wie die anderen, weil er sie von Vigliani aus hier heraufkutschiert hatte und sie auch heil wieder ins Dorf zurückbefördern wollte. Sein blauer Lancia Beta stand vor der Tür der Jagdhütte.

De Angelis wollte sich über den Witz ausschütten. Erst als sie das Telefon klingeln hörten, brach er ab und wandte sich verblüfft um.

Er nahm den Hörer ab und meldete sich.

»Signor Vito de Angelis?«, kam es von der anderen Seite der Leitung. »Hier spricht Professor Zamorra.«

»Zamorra? Ich kenne Sie nicht.«

»Ich bin ein Freund von Dottore Sanchini und ein guter Bekannter von Dottore Angelo Silla. Vielleicht hat Silla Ihnen erzählt, dass er von der Ausschusssitzung aus nach Monte Ciano fahren wollte, um an einer Diskussion teilzunehmen, bei der es sich um Parapsychologie drehte.«

Der Bürgermeister hatte sich die Hand gegen das freie Ohr gepresst.

Jetzt winkte er seinen Freunden zu, weil er immer noch nicht

einwandfrei verstand, was Zamorra ihm sagte. »Ruhe – seid doch mal einen Moment still!«, rief er. Dann wandte er sich wieder Zamorra zu. »Parapsychologie haben Sie gesagt? Sind Sie der Mann, der diese Spukgeschichten verbreitet?«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen«, gab der Professor kühl zurück. »Jedenfalls muss ich Sie warnen.«

»*Was* wollen Sie?«

»Der Geist der alten Wunderheilerin Rosa Terinca geht um. Sie hat ihrerzeit geschworen, die Ratsmitglieder umzubringen, weil sie meinte, sie hätten sie durch eine Viper ins Jenseits befördert. Vor wenigen Stunden verwandelte das Gespenst den geisteskranken Mauro, den Sohn der Alten, in ein Monster. Ob Sie es glauben oder nicht: Das Monster wollte Silla töten. Ich habe es bezwungen, aber der Geist der Alten ist immer noch frei und sucht seine Opfer.«

De Angelis holte tief Luft. »Habe ich richtig verstanden – haben Sie von einem Monster gesprochen?« Er schaute zu den Freunden hinüber. Sie waren verstummt und blickten ihn verständnislos an.

»Verlassen Sie nicht die Jagdhütte«, fuhr Zamorra eindringlich fort, »warten Sie auf mich. Ich komme zu Ihnen und setze Ihnen alles weitere persönlich auseinander. Ich möchte Sie vor dem Gespenst schützen.«

De Angelis zog die Augenbrauen zusammen. »Ich habe eher den Eindruck, Sie haben getrunken, Mann! Sie haben sich den Falschen für Ihren blödsinnigen Scherz ausgesucht.«

»Ist Silla bei Ihnen?«

»Nein.«

»Dann kann er nur zu Hause sein. Rufen Sie ihn an, er wird Ihnen die Geschichte mit dem Monster bestätigen. In der Zwischenzeit suche ich seine Wohnung auf. Seien Sie so nett und nennen Sie mir die Adresse.«

»Warum wohl?«, gab der Bürgermeister aufgebracht zurück. »Wer sagt mir, dass Sie wirklich dieser Zamorra sind? Sie könnten genauso gut ein Betrüger sein, der mich mit irgendeinem Trick an der Nase herumführen will und…«

»In dem Fall könnte ich mit Sillas Adresse verflixt wenig anfangen«, tönte Zamorras Stimme. »Hören Sie, Signor de Angelis, Sie brauchen nur bei den Carabinieri von Vigliani nachzufragen, um Aufschluss über meine Person zu bekommen. Ich habe mich dort vor einigen Minuten gemeinsam mit meiner Sekretärin Nicole Duval vorgestellt. Außerdem hat uns Ihre Gattin empfangen und uns mitgeteilt, dass Sie in der Jagdhütte sind und wo wir das Haus finden können. Wir bringen Silla mit, einverstanden? Ich möchte, dass wir uns in Ruhe unterhalten.«

»Ich komme da nicht mit…«

»Geben Sie mir die Adresse!«

»Also schön: Via del Bosco 78. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Angelo Silla mit einem Monster zu tun gehabt hat. Trotzdem rufe ich ihn an. Ihnen gebe ich einen Rat, mein Lieber: Falls Sie vorhaben, mich auf den Arm zu nehmen, überlegen Sie sich das lieber noch einmal. Ich kann unangenehm werden.« Er wartete die Antwort nicht ab, sondern legte einfach auf.

Quinto Rinaldi kam herüber. »Was gibt es, Vito? Ärger?«

»Sachen gibt's«, sagte der Bürgermeister verärgert. »Ruft doch einer an, gibt sich als Professor Zamorra aus und sagt, der Geist der alten Rosa Terinca gehe um.« Er nahm den Hörer wieder in die Hand, wartete auf das Freizeichen und wählte die Nummer von Dottore Angelo Silla.

»Rosa Terinca?«, rief Borgo – etwas zu schrill.

Patrizia Viani war aufgestanden und trat jetzt neben Rinaldi. »Vito – Zamorra ist eine Kapazität auf seinem Gebiet. Ich glaube nicht, dass er Märchen erzählt.«

»Er hat was von einem Monster gesagt.«

»Monster?« Die Journalistin erschrak.

»Hör mal, ich bin der Meinung, dieser Bursche ist ein Hochstapler oder Witzbold, der uns nur einen Schrecken einjagen will«, fixierte de Angelis sie. »Fang bitte nicht damit an, uns zu erklären, wie glaubwürdig du die Angelegenheit findest; ich weiß, dass du eine Menge für Okkultismus übrig hast.« Er schnaufte erbost. »Na, bitte sehr, bei Silla meldet sich keiner. Wer weiß, wo er und seine Frau stecken.«

De Angelis knallte den Hörer in die Gabel und ging zurück zum Kamin. »So, und jetzt lasst uns das Thema wechseln. Ich will mir doch nicht meinen guten Chianti vergällen lassen.«

***

»Via del Bosco, Nummer 78«, sagte Nicole Duval, »hier ist es, Chef. Ich finde es komisch, dass der zerstörte Wagen von Dottore Silla nirgends zu sehen ist.«

»Machen Sie nicht die Pferde scheu, bevor wir nicht ganz genau Bescheid wissen«, entgegnete der Professor. »Nicole, ich möchte, dass Sie ganz dicht in meiner Nähe bleiben, während wir uns dem Haus nähern. Lassen Sie sich nicht einfallen, eigene Wege zu gehen. Denken Sie an die Vorfälle in der Anstalt.«

Sie schüttelte sich. »Und ob. Wollen Sie mir nicht endlich mitteilen, was Sie über den Fall denken? Meinen Sie, Silla habe den Geist mitgenommen?«

»Ja, aber natürlich unbewusst. Er weigerte sich, seinen Wagen von mir gegen den Einfluss des Bösen weihen zu lassen. Da ich das Gespenst der Alten weder auf dem Anstaltsgelände noch im Grab

entdeckt habe, muss ich annehmen, dass es sich in dem Mirafiori versteckte, nachdem es aus Mauros Körper gewichen war.«

»Und weiter?«

»Ich hoffe, dass es nicht die Macht besitzt, einen Mann wie Silla zu überwältigen.«

»Und wenn doch?«

»Dann sieht es übel aus, Nicole. Ich mache mir schon jetzt schwere Vorwürfe. Silla hätte nicht so schnell fortfahren dürfen.«

»Chef«, Nicole beugte sich vor, »ich habe Respekt und Achtung vor Ihnen. Aber wenn Sie sich selbst kritisieren, gefallen Sie mir überhaupt nicht. Sie haben wirklich keinen Grund, sich Sorgen über Ihre Verhaltensweise zu machen. Silla hat sich ziemlich frech benommen – es ist ganz allein seine Schuld, wenn ihm etwas zugestoßen ist.«

Zamorra lächelte schwach. »Danke für den Beistand, Nicole. Leider ist damit für mich das Problem nicht beseitigt. Gehen wir jetzt. Je eher ich Gewissheit habe, um so besser für die Leute dort oben in der Jagdhütte.«

Kurze Zeit später gingen sie über die Einfahrt des Grundstückes bis vor die Tür, neben der ein Messingschild mit der Aufschrift *Dott.*

*Angelo Silla, medico generico* angebracht war. Das Haus war eine moderne Konstruktion, höchstens vier Jahre alt. Es verfügte über große Fenster, ausladende Balkone, eine riesige Terrasse und eine Garage.

Rundum breitete sich englischer Rasen aus.

»Vielleicht steht der Wagen in der Garage«, sagte Zamorra leise. Er betätigte den Klingelknopf.

Niemand meldete sich, auch nach drei weiteren Versuchen nicht.

Nicole legte die Hand auf die Türklinke. »Sie ist nicht verschlossen. Sollen wir…«

Der Professor forderte sie mit einer Geste auf, ruhig ganz zu öffnen. Beherzt schob Nicole auf, bis der Türspalt groß genug war, um sie beide einzulassen. Sie betraten einen nach Krankenhaus riechenden Flur. Zamorra drückte auf einen Schalter. Licht flammte auf.

»Hallo!«, rief der Professor. »Hallo! Ist niemand zu Hause?« Er wiederholte den Satz. Wieder kam keine Antwort.

»Chef!« Nicole wies auf den kleinen Spiegel, der an der Seitenwand hing. Sein Glas war zerbrochen.

Mit angespanntem Gesicht drang Zamorra weiter vor. Er zog Nicole an der Hand hinter sich her. Außerdem hatte er den Smith & Wesson gezückt und hielt ihn in der Rechten. Auf keinen Fall wollte er ein Risiko eingehen.

Im Wartezimmer lagen Illustrierte auf dem Boden verstreut. Stühle und ein kleiner Tisch waren umgestürzt worden. Im Sprechzimmer des

Arztes bot sich ihren Augen eine noch schlimmere Bescherung. Fast sämtliches medizinische Gerät war zerschlagen; Gläser und Stahlbehälter lagen zerstört auf dem Boden, der Inhalt einer Ledertasche war ausgekippt worden. Auf dem Schreibtisch lag nur noch ein Zettel.

Zamorra entzifferte die Druckbuchstaben: De Angelis hat angerufen. AUSSCHUSS IST ZUR JAGDHÜTTE GEFAHREN.

Das war alles. Als Zamorra am Rand des Zettels einen Fleck entdeckte, einen eigroßen Fleck aus gelbem Schleim, der bis auf die Unterlage reichte, wusste er, was die Stunde geschlagen hatte.

»Wollen Sie lieber hier auf mich warten, Nicole?«, erkundigte er sich.

»Auf keinen Fall.«

»Gut. Machen Sie sich auf alles gefasst.« Er ging voraus, in einen kurzen Korridor, der den Wohnbereich von dem Praxisteil des Hauses abteilte.

In der Küche schauten sie verdutzt auf die offen stehende Kühlschranktür, auf die Brot- und Fleischreste, die überall verstreut lagen. Auch hier waren Stühle umgerissen worden. Ein Marmeladenglas klebte zerbrochen auf dem Boden. Der Inhalt war ausgelaufen – eine rote Masse, die wie Blut aussah. Alles in allem sah es hier aus, als hätten wilde Tiere gehaust.

Die Frau entdeckten sie im Wohnraum. Nicole stöhnte auf, als sie sie auf dem Teppichboden liegen sah. Die Gestalt lag verkrümmt, mit merkwürdigerweise hochgestemmten Armen. Ihr Nachthemd hing einige Meter weit entfernt über dem Schirm einer Stehlampe.

Der nackte Leib war mit unzähligen Kratz- und Würgemalen übersät. Schlimmer noch stand es um das Gesicht, es war kaum noch zu erkennen.

»Mein Gott, ist das schrecklich!«, schluchzte Nicole.

Zamorra bückte sich und untersuchte die Frau vorsichtig. »Es muss Sillas Frau sein, Sanchini sagte, er sei verheiratet. Sie ist seit mehr als einer Stunde tot.«

»Und Silla?«

»Nicole, ich habe kaum noch Zweifel. Silla ist von dem Geist der alten Wunderheilerin in ein Monster verwandelt worden. Das Monster stieg vor dem Haus aus dem Wagen, kam herein und machte sich über den Kühlschrank her, weil es offenbar unbändigen Hunger verspürte. Andernfalls hätte es sich bestimmt gleich zu de Angelis' Wohnung auf den Weg gemacht, um den Schwur der Alten zu erfüllen und diese Frau würde jetzt noch leben.«

»Warum musste sie sterben, warum bloß, Chef?«

»Sie hat das Monster gesehen und geschrien. So stelle ich es mir vor.«

»Und wo ist das Ungeheuer jetzt? Weshalb ist es nicht zu de Angelis gelaufen?«

»Weil es den Zettel auf dem Schreibtisch gelesen hat, den wahrscheinlich die Frau auf einen Anruf des Bürgermeisters hin schrieb. Das Monster weiß, dass die Journalistin Patrizia Viani und die vier Männer dort oben zu finden sind.«

»Aber de Angelis hat es noch nicht gesehen…«

»Wer weiß, wie lange das Monster umherirrt, bis es die Hütte wiederfindet. Es kann lesen. Aber damit ist nicht gesagt, dass sein Orientierungssinn vorzüglich funktioniert.« Zamorra wandte sich der Tür zu. »Nicole, gehen Sie in das Sprechzimmer und rufen Sie die Carabinieri an. Ich werfe bloß einen Blick in die Garage. Einverstanden?«

»Einverstanden«, gab sie zurück.

Als der Professor zurückkehrte, hatte er den Revolver in das Schulterholster zurückgesteckt. »In der Garage ist der Mirafiori auch nicht«, versetzte er. »Das Monster ist also mit dem Wagen unterwegs.«

»Unglaublich«, flüsterte die hübsche Sekretärin.

»Haben Sie den Mord gemeldet?«

»Ja. Ich habe dem Diensthabenden gesagt, wir würden jetzt zur Hütte hinauffahren, um dem Bürgermeister und seinen Freunden zu helfen. Er hat mich für verrückt erklärt, als ich von dem Monster gesprochen habe. Einwände hat er nicht gehabt, aber eine Streife schickt er uns trotzdem nicht mit auf den Weg. Chef, wir sollen so bald wie möglich auf der Station vorsprechen, um unsere Aussagen zu Protokoll zu geben.«

»Gut.« Zamorra holte die Skizze hervor, die die Frau des Bürgermeisters ihm gezeichnet hatte. »Wählen Sie diese Nummer, Nicole – 6 69 58. Es ist die Nummer der Hütte. Ich will de Angelis noch einmal warnen.«

»Sechssechsneunfünfacht«, wiederholte sie beim Wählen. Dann horchte sie in die Muschel. »Es kommt kein Rufzeichen…«

Zamorra schob die Unterlippe etwas vor. »Könnte sein, dass der Anschluss besetzt ist. Ich hatte de Angelis gesagt, er solle mit Silla sprechen. Vielleicht haben sich die beiden Rufe überschnitten…«

»Teufel!«, entfuhr es Nicole.

Sie reichte dem Professor den Hörer. So hörte auch er das grelle, scheußliche Gelächter, das aus dem Telefon kam.

***

Zamorra trat ganz gehörig auf das Gaspedal des 2000er Alfa Romeo.

Die Strecke nach Lucca war völlig unbefahren, jetzt, morgens um kurz vor fünf Uhr. Noch herrschte Dunkelheit, obwohl im Osten der Horizont bereits gräulich schimmerte.

»Das Monster hat irgendwo die Telefonleitung unterbrochen«, sagte Zamorra. »Wahrscheinlich gibt es bis zur Hütte hinauf ein Stückchen

Freileitung; da hat es leichtes Spiel gehabt.«

»Und wenn das Ungeheuer nun doch schon in die Hütte eingebrochen ist und die Leute niedergeschlagen hat?«

Zamorra schüttelte langsam den Kopf.

»Ich nehme an, das Scheusal schleicht in diesen Sekunden bereits um die Jagdhütte herum. Ich kann bloß hoffen, dass ich de Angelis mit meinen Worten wenigstens ein bisschen Angst eingejagt habe, so dass er sich mit seinen Freunden vorerst nicht ins Freie wagt.«

»In der Beziehung sehe ich ziemlich schwarz, Chef.«

Der Professor wies nach vorn, wo die Scheinwerfer des Wagens ein gleißendes dreieckiges Feld in die Dunkelheit zeichneten. »Da ist die Abzweigung! Von dort aus können es nur noch drei Kilometer bis zu der Hütte sein. Ich mache die Innenbeleuchtung an, Nicole, damit Sie die Skizze lesen können und mir Hinweise geben, wie ich zu fahren habe.«

Er reichte ihr den Zettel. Dann bog er auf eine holprige Pflasterstraße ab. Nach wenigen Metern stieg sie recht abrupt an und schlug einen engen Bogen. Zamorra musste die Geschwindigkeit drosseln.

Bald ging es steil hinauf. Schließlich hörte auch noch die Pflasterung auf.

Wenig später standen sie vor dem zerbeulten hellgrünen Mirafiori.

Der Professor hatte die Taschenlampe aus dem Alfa mitgenommen und leuchtete nun das Innere des Autos ab. »Nicole«, raunte er, »sehen Sie mal.«

Der Lichtkegel der Lampe hatte den Wagenboden zwischen Pedalen und Fahrersitz erfasst. Hier lag die zertrümmerte Brille von Dottore Angelo Silla.

»Sind Sie eine gute Beobachterin, Nicole?«, erkundigte sich Zamorra.

»Glaube ich wenigstens.«

»Was fällt Ihnen auf?« Er leuchtete die Sitze an, die Fenster, die Außenseite der Karosserie.

Nicole Duval räusperte sich. »Zwei Dinge: Das Polster des Beifahrerplatzes war nach dem Unfall auf dem Anstaltsgelände nicht kaputt. Ich habe es deutlich gesehen. Und das vordere rechte Seitenfenster war auch heil. Wollen Sie damit sagen…«

»… dass wir einen weiteren Beweis für das Vorhandensein des Geistes im Auto haben«, ergänzte Zamorra. »Das will ich. Im übrigen wird hier mit letzter Deutlichkeit bewusst, wie Silla sich gegen das Eindringen des Bösen gewehrt hat. Das Gespenst hat durch seinen Versuch mit Mauro zumindest in einer Weise profitiert – es ist stärker geworden. Einen Normalen zu überwältigen, noch dazu einen so energischen Gegner der Parapsychologie, will viel heißen. Es wird schwer sein, diese Satansmacht zu brechen.«

»Gehen wir zum Wagen zurück?«

»Entschuldigen Sie.« Zamorra nahm sie beim Arm. Er fühlte, dass sie fröstelte.

Nicole ließ sich auf den Sitz fallen. Plötzlich drängte sie sich gegen ihn, etwas, das sie sonst trotz ihrer großen Sympathie für den Professor nie tat, weil es sich ihrer Meinung nach nicht mit einer seriösen Arbeitsauffassung vereinbaren ließ.

»Hören Sie das?«

Zamorra nahm es genauso deutlich wahr wie sie. Draußen, irgendwo in dem düsteren Laubwald, brüllte und lachte es. Mit einer Stimme, die sie bereits von dem Anstaltsgelände Monte Ciano kannten.

Das Monster war da!

***

Gaetano Borgo hockte kerzengerade vor dem Kaminfeuer und rauchte eine Zigarette. Giannoni war eingeschlafen; sie hatten ihn auf zusammengerückte Bänke gelegt. Sein Schnarchen erfüllte den Raum. Borgo nippte nur hin und wieder an seinem Glas, aber Vito de Angelis genoss den 1971er in großen Schlucken.

»Meinetwegen können wir bis zum Frühstück hier bleiben«, brummte er. »Wie findest du die Idee, Gaetano?«

»Schlecht. Ich schlage vor, wir fahren los, sobald die beiden wieder hier sind.« Borgo starrte zur Eingangstür der Hütte, hinter der Patrizia Viani und Quinto Rinaldi vor zehn Minuten verschwunden waren.

Schließlich stand er auf, ging zum Fenster und schaute in die Dunkelheit hinaus, die sich auflösen und den Schleiern der Dämmerung Platz machen wollte. »Es war ein dummer Einfall, rauszugehen und nachzusehen, ob die Luft rein ist. Wir hätten schon längst wieder in Vigliani sein können.«

Die Journalistin und der Fabrikbesitzer hatten eine Petroleumlampe mitgenommen. Rinaldi hielt sie vor und schritt vor der Frau her, als sie den Wald jenseits der Hügelkuppe durchsuchten, durch die die Hütte ihrem Sichtbereich entzogen wurde. Rinaldi hatte seine Finger um die Hand seiner Geliebten geschlossen.

»Quinto, lass uns lieber umkehren«, raunte sie.

»Hast du etwa Angst?«

»Ehrlich gestanden ja.«

Er lachte leise. »Ist das zu fassen! Du siehst doch, dass sich hier draußen kein Geist herumtreibt. Ich habe vorgeschlagen, die Umgebung abzusuchen, um dir klarzumachen, dass dieser Zamorra ein hoffnungsloser Spinner ist – falls er überhaupt am Apparat war.«

»Geister kann man nicht sehen, Quinto.« Ihre Stimme bebte.

»Man sollte nicht meinen, dass du eine aufgeklärte, emanzipierte Frau des 20. Jahrhunderts bist«, frotzelte er. »Schön, die alte Rosa hat uns allesamt verflucht, weil sie meinte, wir hätten sie aus dem Weg

schaffen wollen. Aber deswegen können wir doch nicht ständig wie Espenlaub zittern. Außerdem, wenn sie sich wirklich rächen wollte, hätte sie das schon vor einem Jahr getan, gleich nach ihrem Tod.« Er blieb stehen und zog sie an sich.

»Du gibst also zu, dass du wenigstens die Möglichkeit einräumst?«, wisperte sie.

»Aber nein…«

»Du hast dich aber so ausgedrückt.«

Er versuchte sie zu küssen. »Patrizia, lass uns doch endlich über was anderes reden. Findest du es nicht irrsinnig romantisch hier draußen?« Plötzlich stellte er die Lampe ab, umarmte sie wieder und brachte seine Hände ihrem Ausschnitt näher.

Sie fühlte seine Finger auf ihren großen Brüsten und wich zurück.

»Nein, bitte nicht.«

»Was hast du denn?«

»Ich… ich fühle mich nicht in der richtigen Stimmung. Nicht hier. Nicht jetzt.« Ihr Atem ging schnell und unregelmäßig.

Das wird ja immer schöner, dachte er, sie benimmt sich wie eine alte Jungfer. Verdrossen nahm er die Hände herunter, griff sich wieder die Petroleumlampe und wollte den Weg fortsetzen.

Sie hielt ihn am Arm fest. »Hörst du das nicht, Quinto?«

»Was denn, verflixt noch mal?« Er war ungehalten und dachte nicht daran, das vor ihr zu verheimlichen.

»Hör doch genau hin…«

»Ja«, grinste er, »da unten plätschert der Bach. Was hältst du davon, wenn wir runtergehen und nachgucken, ob ein Skelett auf dem Wasser tanzt oder ein Sensenmann?«

»Ich kann darüber nicht lachen«, zischte sie. »Also schön, steigen wir hinunter.«

Wenig später hatten sie das laubbedeckte Gefälle halb laufend, halb rutschend hinter sich gebracht und standen am Ufer des kleinen, munter gurgelnden Gewässers. Patrizia Viani drängte sich gegen ihren Liebhaber, aber nicht, weil sie den Rückzieher wiedergutmachen wollte, sondern weil sie ganz einfach blanke Furcht verspürte.

Rinaldi murmelte etwas, das wie »Pass auf, dass du nicht ins Wasser trittst« klang. Er bewegte die Lampe hin und her. Der Lichtschein glitt über das Wasser und ließ die Oberfläche glitzern.

Plötzlich verlöschte die Lampe.

»Um Gottes willen«, stöhnte die Journalistin.

»Hab dich doch nicht so«, gab er wütend zurück. »Was ist eigentlich in dich gefahren? So kenne ich dich gar nicht.« Er ließ sie los und nestelte an der Lampe herum, stieß sie aber wütend von sich, so dass sie in den Bach fiel. »Verdammt«, sagte er, »sie war mit einemmal so heiß, dass ich sie nicht mehr halten konnte.«

»Quinto, ich will zurück zur Hütte!«

»Ja doch.« Er griff ihre Hand.

Als sie zusammenfuhr, hielt auch er in der Bewegung inne. Das Knacken war deutlich gewesen. Es schien aus dem Unterholz ganz in der Nähe zu kommen. Rinaldi hielt die Frau fest und kniff die Augen zusammen, um in die entsprechende Richtung zu spähen.

Es war jedoch noch zu dunkel. Er konnte nichts erkennen.

»Das muss ein Tier gewesen sein«, meinte er.

Sie sog die Luft ein, dass es ein scharfes Geräusch gab. »Quinto, lass uns laufen. Es – es ist mir nicht mehr geheuer!«

Alles weitere spielte sich mit so rasender Geschwindigkeit ab, dass sie kaum zu einer Reaktion kamen, ehe das Unheil nach ihnen griff.

Plötzlich schwebte ein summender Ton in der Luft. Dann schlug das Geräusch in ein Kichern um – und das Wasser des Baches begann für einen Augenblick rot zu glühen. Der Moment reichte aus, um die Fratze des Scheusals auszuleuchten, das am gegenüberliegenden Ufer des Baches stand und sie anglotzte. Es duckte sich und breitete die Arme aus.

»Fort!«, brüllte Quinto Rinaldi. »Nimm die Beine in die Hand, Patrizia, und renne! Das… das ist ein Monster!«

Patrizia Viani hörte sich schreien. Erst als das rote Licht versiegte, löste sie sich aus ihrer Erstarrung und warf sich herum, um den Hang hinaufzustürmen, den sie kurz zuvor bewältigt hatten. Hinter ihr gab es klatschende Laute. Das Monster war in den Bach gesprungen, um ihn zu durchqueren und ihnen nachzulaufen. Zweimal rutschte sie aus und kämpfte sich jammernd wieder hoch – einmal drehte sie sich um und sah, wie die ungeschlachte Gestalt des Ungeheuers sich auf Rinaldi warf. Er ruderte mit den Armen und stieß gellende Rufe aus.

Doch die Panik in Patrizia Viani war größer als die Bereitschaft, dem Liebhaber zu Hilfe zu eilen. Halb verrückt vor Angst stürmte sie durch den Wald. Sie presste die Hände gegen die Ohren, damit sie das Schreien des Mannes und das wilde Grölen des Monsters nicht mehr zu hören brauchte.

Quinto Rinaldi hatte jeglichen Mut sinken lassen. Aber die Verzweiflung schenkte ihm die Kraft, gegen das Monster zu kämpfen und sich nicht einfach in sein Schicksal zu ergeben.

Es hatte ihn zu Boden geworfen, aber er trat nach dem grässlichen Schädel. Für eine oder zwei Sekunden zog es sich zurück.

Rinaldi begann zu kriechen und sich aufzurappeln.

Das Monster stieß bellende Laute aus. Gewandt wie ein großes Raubtier kam es wieder auf die Beine und hüpfte hinter dem Fliehenden her. Es kriegte ihn zu fassen, weil es sich ungemein schnell bewegte, flinker als jeder Mann.

Diesmal landete Rinaldi auf dem Rücken. Angewidert starrte er in die

Fratze des Monsters. Glühende, rote Augen gafften auf ihn nieder, Krallenhände schlossen sich um seine Kehle. Da Rinaldis Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte er auch die eiternde Haut und das Maul des Monsters ausmachen.

Als es sich aufrichtete und einen gelben Schleim auf ihn ausspuckte, kreischte er vor Abscheu und Todesangst.

Das Monster kicherte. Dann aber schlug seine Stimme um, und es sprach mit tiefem, heiserem Organ. Es war die Alte, die aus ihm redete: »Rinaldi, du bist mein, es ist um dich geschehen. Nimm die Rache von Rosa Terinca entgegen.«

»Nein«, ächzte er, »ich… ich bin unschuldig.«

»Schweig, du Narr! Mich täuschst du nicht.«

»Lass mich in Ruhe«, flehte der Mann, »ich gebe dir alles, was du willst. Bringe die anderen um – ich zeige dir, wo sie sind; willst du? Mach sie fertig: Patrizia, Vito, Sirio, Gaetano und Angelo. Angelo Silla!« Rinaldi war es ganz egal, was er in diesem Moment sagte; er hatte nur den einen Wunsch, den Pranken dieses Schreckenswesens zu entgehen.

Silla – bei diesem Namen zauderte das Monster etwas. Und Rinaldi bemerkte es. Immer wieder brüllte er: »Silla, Silla, Silla…«

In einem günstigen Augenblick zog Quinto Rinaldi beide Beine an, drehte sich und schüttelte das Monster ab. Schreiend sprang er auf und rannte weg. Er wagte es nicht, sich nach dem Monster umzusehen. Er wusste genau, dass allein der Anblick dieses Wesens ihm den Mut rauben würde, den Hang hoch zu hasten und zur Hütte zu hetzen. Der Weg kam ihm unendlich weit vor.

Das Monster heulte und grunzte mit seinen beiden Stimmen. Seine Wut war größer geworden, es trampelte hinter dem verzweifelten Mann her, bereit, ihn diesmal zu greifen und sofort zu töten. Ungewollt räumte es ihm eine letzte Gnadenfrist ein, als es auf dem Laub am Hang ausglitt und ein Stück nach unten schlitterte. Dieser Vorfall brachte es restlos in blinden Zorn. Schnaubend verdoppelte es seine Anstrengungen.

Rinaldi wusste genau, dass er seine letzte Chance hatte. Irgendwie hoffte er, dass Patrizia es bereits geschafft hatte und die drei Freunde aus der Jagdhütte verständigt hatte. Aber er wartete vergebens darauf, dass de Angelis, Borgo und Giannoni ihm entgegengelaufen kamen.

Er geriet auf den Weg und wusste, dass er die direkte Richtung zur Hütte verfehlt hatte. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. Aus, dachte er, es ist alles aus. Es war, als lege sich ein Band um seine Kehle und schnüre sie zu. Das Monster war schon da und lachte wild. Wenn er sich jetzt nach rechts wandte, dorthin, wo die Hütte lag, brauchte es ihm bloß noch den Weg abzuschneiden.

Rinaldi jagte über den Weg hinweg.

Da sah er die Scheinwerfer des Wagens, der sich mit hoher Geschwindigkeit näherte.

***

»Da ist es!«, rief Nicole Duval. »Sehen Sie den Mann, hinter dem es her ist?«

»Sicherlich einer der Gemeinderäte«, stieß Professor Zamorra aus.

»Nicole, schießen Sie auf das Monster, so gut Sie können!«

Sie hatte die Seitenscheibe schon heruntergelassen. Deshalb brauchte sie sich jetzt nur hinauszulehnen und die Smith & Wesson in Anschlag zu bringen. Zamorra trat unterdessen das Gaspedal bis auf den Wagenboden durch. Der 2000er Alfa vollführte einen wahren Satz nach vorn. Genau in dem Moment, als Rinaldi den Weg verlassen hatte und das Monster ihn überqueren wollte.

Das Monster brachte es nicht fertig, rechtzeitig auszuweichen. Der rechte vordere Kotflügel des Alfa traf sein Bein. Entsetzt quiekte es auf. Durch die Wucht des Aufpralls wurde es etwas hochgehoben – plötzlich lag es auf der Motorhaube, versuchte sich festzuklammern und stierte den Professor und seine Sekretärin aus rollenden Augen an. Die Gesichtswüste kochte vor Eiter und Blut; in dem grässlichen Maul fuhrwerkte eine lange blaue Zunge herum.

Zamorra fuhr Schlangenlinien. Doch das Monster hielt sich auf dem Wagen. Jetzt kroch es sogar bis an die Windschutzscheibe und hob die eine Faust, um das Glas zu zertrümmern.

»Nicole!«, schrie der Professor.

Sie brachte die Faust mit dem Revolver so weit herum, dass der Lauf auf die Schreckensgestalt zielte. Dann drückte sie ab. Die erste Kugel ging fehl – Nicole Duval war im Schießen nicht so geübt wie Zamorra, der regelmäßig trainierte. Das durch die Luft pfeifende Projektil bewirkte jedoch zumindest, dass das Monster verharrte und entgeistert zu ihr herüberglotzte.

Nicole schoss wieder. Diesmal saß die Kugel. Sie hatte sich in den linken Arm des Monsters gebohrt. Mit einem grässlichen Schrei rollte das Monster von der Haube.

Nicole zog sich zurück, denn es fiel ausgerechnet an ihrer Seite auf den Weg. Zamorra trat sofort hart auf die Bremse, nahm ihr den Revolver ab und sprang ins Freie. Nachdem sie einen angewiderten Blick auf den gelben Schleim geworfen hatte, den das Monster auf der Kühlerhaube hinterlassen hatte, verließ auch sie den Wagen.

Wie Zamorra erwartet hatte, war das Monster aufgestanden. Jetzt hob es die Pranken und wandte ihm die Fratze zu.

Zamorra hatte das Amulett griffbereit in der Jackentasche. Rasch zog er es heraus und streckte es dem Monster entgegen.

»Bastard – Hurensohn!«, brüllte das Monster mit seiner tiefen, rauen

Stimme. Es folgte eine Reihe von unbeschreiblich lästerlichen und obszönen Ausdrücken. Plötzlich duckte es sich, machte auf den nackten Fußsohlen kehrt und rannte in den Wald zurück.

Zamorra schoss. Es war schwer, im Dunkeln zu zielen. Genau wusste er nicht, ob er das Monster getroffen hatte. So zerdrückte er ein Schimpfwort auf den Lippen und setzte der schaurigen Gestalt nach.

Kurz bevor er die ersten Baumstämme neben dem Wegesrand erreichte, drehte er sich um. Nicole Duval lief hinter ihm her. Sie gab sich Mühe, den Anschluss nicht zu verlieren, denn auf keinen Fall wollte sie jetzt allein bei dem Wagen bleiben.

Die ungeschlachte Gestalt des Monsters nahm sich schemenhaft zwischen den Bäumen aus. Beunruhigt stellte der Professor fest, dass es sich immer weiter von ihm entfernte. Das hatte er befürchtet: Das Monster konnte genauso gut laufen wie das, das er in Monte Ciano vernichtet hatte. Und es bewegte sich mit dem Instinkt einer Bestie voran, brüllend vor Wut, aber zielstrebig, sonst wäre es unweigerlich gegen einen der dicken Stämme geprallt.

Auf den Revolver konnte Zamorra mittlerweile verzichten. Er nützte ihm auf diese Distanz nichts. Jede Kugel wäre vergeudet gewesen, abgesehen davon, dass er das Monster mit den Projektilen ohnehin nur geringfügig stoppte. Es war ungemein widerstandsfähig und durch Waffen nahezu unverletzbar. Nur eine Kraft vermochte seinen Willen zu brechen: die Ausstrahlung des silbernen Amuletts.

Zamorra wusste, dass die Jagdhütte von Vito de Angelis nicht weit sein konnte, und er hoffte inständig, von Seiten der Ratsmitglieder Unterstützung zu bekommen. Stellten sie sich dem Monster entgegen, wurde es in die Enge getrieben. Es genügten Sekunden, ein bisschen Verunsicherung, und Zamorra hatte die Chance, sich von neuem mit dem Talisman zu nähern.

Seine Hoffnung wurde zerschlagen. Das Monster hetzte einen Hang hinunter, tapste durch einen Bach, drang in einen neuen Waldstreifen ein. Zamorra nahm die Verfolgung auf. Er kümmerte sich nicht darum, dass das Wasser unter seinen Socken schwappte.

Wichtig war ihm nur eines: das Monster zu erwischen, um weiteres Unheil zu verhindern.

Dann entzog sich die Schauergestalt seinem Blick. Zamorra holte die Taschenlampe hervor, schaltete sie ein und ließ den Lichtstrahl kreisen. Aber das Monster blieb verschwunden.

»So ein Mist«, sagte Zamorra. Er war echt wütend.

»Chef?«, rief Nicole hinter ihm.

»Kommen Sie nur. Ich habe unseren Gegner aus den Augen verloren.« Zamorra drehte sich um. »Das hat uns gerade noch gefehlt.«

Er nahm ein feines Geräusch wahr und blickte nach oben. Über ihm bewegten sich die Wipfel der Bäume im lauen Wind. Der Himmel

bekam schon einen grauen Glanz. In einer halben Stunde würde die Nacht vorüber sein. Das Geräusch nahm zu.

»Nicole, bleiben Sie, wo Sie sind!«, sagte Zamorra laut.

»Was gibt es denn?« Ihre Stimme klang unsicher.

Hoch über Zamorra knackte und prasselte es im Laubgewirr. Eine dunkle Ahnung überkam Zamorra. Erst als heftige Bewegung in die Wipfel kam, begriff er. Er schnellte zur Seite.

Die Laute entwickelten sich zu einem wahren Donnern. Zwischendurch schrie Nicole irgendetwas, aber Zamorra verstand den Wortlaut nicht. Er antwortete auch nicht. Jetzt war er nur bemüht, aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu kommen, denn ganz in seiner Nähe stürzte ein Baum um. Der Himmel mochte wissen, wie das so einfach möglich war. Zamorra war nun klar, dass die Macht der Finsternis wieder ihre Hand im Spiel hatte.

Zamorra begann zu laufen. Doch das Verhängnis ließ sich nicht stoppen. Der Stamm, dessen Fallrichtung er wegen der Dunkelheit nicht ausmachen konnte, raste über ihm zur Erde hinab. Zamorra sprang zur Seite. Als Letztes vernahm er, wie Nicole Duval ein entsetztes »Chef« ausstieß. Dann traf ihn ein Schlag in den Rücken, der ihn zu Boden riss und sein Bewusstsein auslöschte.

***

Quinto Rinaldi erreichte keuchend die Hütte. De Angelis stand in der Tür, rückte aber zur Seite, als er den Freund erkannte. Kaum war der Fabrikbesitzer im schützenden Inneren der Hütte angelangt, ließ de Angelis die Tür krachend ins Schloss fallen. Er drehte den Schlüssel zweimal um und legte sogar einen Sicherungshaken vor.

Borgo und Giannoni, der inzwischen aufgewacht war, standen neben dem Kamin und blickten bedrückt auf die schwarzhaarige Frau, die sich auf einer der Bänke niedergelassen hatte und den Kopf auf die Hände stützte. Sie schluchzte.

»Warum hast du mir nicht geholfen?«, stöhnte Rinaldi.

»Ich… ich hatte solche Angst«, wimmerte sie.

Er packte sie an der Schulter. »Wenn nicht ein Auto gekommen wäre und das Monster verscheucht hätte, wäre ich jetzt ein toter Mann. Was sagst du dazu, he? Greift dich das nicht an? Ich möchte wissen, was ich dir eigentlich bedeute!«

Sie nahm die Hände herunter und blickte ihn an. »Ich hatte dich gewarnt. Wer wollte denn unbedingt die Umgebung absuchen? Hattest du nicht das ganz große Wort, Quinto?«

»Ich begreife nicht, wie man einen Menschen so im Stich lassen kann«, flüsterte er und vergaß dabei völlig, dass er vor Minuten noch bereit gewesen war, die Leben seiner Freunde dafür zu opfern, dass das Monster ihn in Frieden ließ.

De Angelis trat auf ihn zu. Er hatte ein Jagdgewehr in den Fäusten, ein vierschüssiges automatisches Beretta-Gewehr, das er nach der Rückkehr der Journalistin sofort geladen hatte. »Streitet euch nicht«, sagte er, »das hat jetzt keinen Zweck. Wer war in dem Wagen, Quinto?«

»Keine Ahnung, Vito, wirklich nicht.«

»Vielleicht war es Professor Zamorra. Hoffentlich kann er etwas gegen das Monster ausrichten. Ich habe versucht, die Polizei anzurufen, aber das Telefon ist defekt. In der Leitung war nur ein fürchterliches Lachen – ja, du brauchst mich nicht so erschrocken anzusehen, es stimmt. Wir sind dazu verdammt, in der Hütte zu bleiben und uns nach Kräften zu verteidigen, falls das Biest wieder auftaucht.«

»Seid ihr sicher, dass es ein Monster ist?«, wollte Sirio Giannoni wissen. »Es könnte sich doch um einen Irren handeln, der aus Monte Ciano ausgebrochen ist – oder um einen Sittenstrolch.«

»Mensch!«, schnappte Rinaldi. »Patrizia hat es gesehen, und ich habe damit gekämpft. Es ist ein Monster. Viermal so stark wie ein Mensch ist es, und dann diese Fratze: rot glühende Augen, eitrige Haut, ein widerliches Maul, weiße lange Haare. Es spuckt gelben Schleim aus.« Er ging zu Giannoni. Der wich mit verzerrtem Gesicht zurück, als er die feuchte gelbe Masse auf Rinaldis Hemd entdeckte.

»Glaubst du's jetzt?«, fuhr ihn der Fabrikbesitzer an.

»Natürlich. Entschuldige.«

»Das Verrückteste ist, dass das Monster einen Anzug trägt«, fuhr Rinaldi fort. »Ich finde das richtig grotesk. Die Hose und die Jacke platzten aus sämtlichen Nähten, aber abgesehen davon habe ich den Eindruck, dass der Anzug den Sachen ähnlich sieht, die Angelo heute Abend trug.« Er hatte sich wieder etwas beruhigt, seine Worte kamen jetzt fließender. »Und dann noch was: Als ich Angelo Sillas Namen nannte, benahm sich das Monster so, als erinnere ihn der Name an etwas.«

»Was willst du damit sagen?« Gaetano Borgo beugte sich vor.

»Ich bin da nicht sicher.«

»Angelo war in Monte Ciano. Dort trat der Geist der alten Rosa Terinca heute Nacht zuerst auf. Angelo antwortete nicht am Telefon, als Vito bei ihm zu Hause anläutete. Seine Frau hob auch nicht ab.«

Patrizia Viani richtete sich langsam auf. »Silla ist das Monster – das wolltest du sagen, nicht wahr, Quinto?«

»Ungeheuerlich«, versetzte der Bürgermeister. »Ich kann das einfach nicht glauben.«

»Noch ist es eine Annahme«, entgegnete Rinaldi. Er wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn, zog die Jacke aus und knöpfte das Hemd auf, um es ebenfalls abzulegen. »Wie viele Gewehre hast du

hier oben, Vito?«

»Nur dieses hier. Ich bewahre die anderen in Vigliani auf. In die Hütte ist schon zweimal eingebrochen worden.«

»Verdammt, ich hatte gedacht, wir könnten uns alle mit Schiesseisen ausrüsten.« Rinaldi warf das schleimverschmutzte Hemd einfach in den Kamin.

Das hätte er lieber nicht tun sollen, denn plötzlich zuckten die Flammen über das normale Maß hinaus hoch. Eine Glutwolke stob aus dem Kamin.

Patrizia Viani schrie entsetzt auf. Sie ließ sich instinktiv von der Bank fallen und rollte sich auf dem Boden ab. Ihre Reaktion war sehr schnell gekommen, und doch hatte das Feuer sie erreicht. Der Saum ihres Kleides brannte.

Rinaldi hatte sich mit einem Sprung in Sicherheit gebracht. Nicht er, sondern de Angelis war es, der sich mutig auf die Frau warf und die Flammen mit seinem Körper zum Ersticken brachte. Als er aufstand, bedachte er Rinaldi mit einem eigenartigen Blick, drehte sich aber sofort Borgo zu und sagte: »Worauf wartest du? Geh in die Kü- che und hole Wasser. Rasch.«

Sie kühlten Patrizia Vianis Beine. Der Fabrikbesitzer sah verdrossen zu. Keinen Augenblick dachte er daran, diese Arbeit selbst zu übernehmen, dazu war die Wut auf die schwarzhaarige Frau noch zu frisch.

»Glück gehabt«, konstatierte Borgo, der Apotheker. »Die Beine sind nicht angesengt worden, Patrizia. Hätte Vito nicht so vorbildlich gehandelt, hätte es schlechter ausgehen können.«

»Ich danke euch«, seufzte sie.

»Was sollen wir jetzt machen?« Giannoni hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt. Er rückte etwas von der Wand ab und schritt auf die Freunde zu. »Wie wäre es denn, wenn einer mit dem Gewehr rausgeht und das Monster zur Strecke bringt?«

De Angelis drückte ihm das Beretta-Gewehr unvermittelt in die Hand. »Bitte. Du kannst es ja versuchen.«

»Ich…«

»Es steht dir frei, die Tür aufzumachen und ins Freie zu gehen, Sirio.«

»Moment mal, so habe ich das aber nicht gemeint.«

»Wie dann? Der Vorschlag kam von dir«, versetzte der Bürgermeister ruhig. »Dachtest du, ich würde jetzt einen heldenmütigen Einsatz unternehmen? Du hast dir sicher auch ausgemalt, dass ein Monster mit der Kraft von vier Männern eventuell durch Schrot nicht allzu sehr verletzt werden könnte, dass es über ein paar Schüsse vielleicht höchstens lachen würde. Wir müssen mit allem rechnen. Ich will euch mal was sagen: Es hat überhaupt keinen Zweck, wenn wir uns gegenseitig nervös machen. Je ruhiger wir bleiben, desto mehr

Aussichten haben wir, hier lebend wieder herauszukommen.« Die letzten Worte hatte er besonders betont, und sie machten entsprechenden Eindruck auf die anderen.

»Wie lange müssen wir hier noch hocken?« Borgo leckte sich die Lippen.

»Sind wir bis morgens um acht nicht zum Frühstück zu Haus, wird man nach uns suchen«, versicherte de Angelis. »Meine Frau zum Beispiel würde irgendjemanden alarmieren und in dessen Begleitung heraufkommen. Allein hätte sie hier oben zu viel Angst.«

Giannoni hatte plötzlich die Korbflasche Chianti in der Hand und lachte gezwungen. »Ich finde, wir sollten uns die Zeit angenehm verkürzen. Der 1971er ist gerade der richtige Spuktöter. Da ich langsam wieder nüchtern werde, genehmige ich mir jetzt einen – im benebelten Zustand wird man leichter mit den Problemen fertig.«

»Das glaube ich nicht«, versetzte die Journalistin leise. »Habt ihr eigentlich nachgesehen, ob alles verschlossen ist? Nicht auszudenken, wenn das Monster irgendwo hereinklettern könnte.«

»Aber nein«, gab der Bürgermeister zurück. »Es gibt nur die eine Tür. Die Fenster habe ich auch verriegelt, das hast du doch gesehen, Patrizia.«

»Es wäre besser, die Läden ebenfalls zu schließen.«

»Sie hat Recht«, bemerkte Rinaldi. »Wie leicht könnte das Monster eine Scheibe zertrümmern. Bei Holz ist das schon schwieriger. Die Läden sind ziemlich massiv.«

»Schon gut, aber wir müssen die Fenster wieder öffnen, um die Läden zuziehen zu können«, warf Gaetano Borgo ein. »Ich für meinen Teil halte das für verflixt riskant. Das Monster könnte schon in der Nähe des Hauses lauern…«

Giannoni hatte zwei Gläser Chianti in raschen Zügen ausgetrunken. Jetzt stieß er einen zufriedenen Laut aus, rieb sich die Hände und ging auf das der Tür am nächsten gelegene Fenster zu. »Ich finde, wir sollten nicht allzu sehr die Waschlappen spielen. Jedenfalls mache ich jetzt die Läden zu. Und nachher gehe ich vielleicht noch mit dem Gewehr raus, Vito!«

Er zog das Fenster auf. Die Läden waren nach außen geklappt und an der Mauer befestigt. Daher musste er sich nach draußen beugen.

In diesem Moment packten die Pranken nach seinem Hals. Sie waren mit Krallen bewehrt, gehörten dem Monster, dessen Grauen erregende Fratze in der nächsten Sekunde vor dem schreienden Giannoni hochfuhr. Die Journalistin und die anderen drei Männer starrten auf diese entsetzlichen, hervorquellenden roten Augen und auf die zuckende blaue Zunge in dem Höllenmaul.

Ihr Angstgebrüll dröhnte durch die Hütte.

De Angelis fing sich jedoch, bevor das Monster Giannoni ins Freie

ziehen konnte. Fluchend lief er zum Fenster, hob das Gewehr und drückte ab. Direkt in die Fratze konnte er nicht halten, weil er den zappelnden Pensionsbesitzer nicht gefährden durfte. Aber die Schrotladung raste wenigstens über die Stirn des Monsters hinaus, sengte seine Haare an und verletzte die Haut auf der Schädelplatte.

Jaulend zog es sich zurück, wollte aber den Pensionswirt immer noch nicht loslassen, so dass de Angelis erneut auf seinen Kopf feuern musste.

Die Pranken lösten sich von Sirio Giannonis Hals. Keuchend stürzte der Mann auf die Bohlen des Hüttenraumes. Er war im Gesicht etwas blau angelaufen. Borgo eilte auf ihn zu und untersuchte ihn.

De Angelis beugte sich vorsichtig aus dem Fenster. Das Monster hatte sich auf dem Boden ausgestreckt und bewegte Arme und Beine.

»Nicht zu fassen«, stammelte der Bürgermeister, »zwei Schüsse wie diese hätten ihm den Kopf abreißen oder wenigstens total zermalmen müssen. Ich habe 00-Schrot geladen. Damit kann man Hirsche erlegen.«

Quinto Rinaldi schaute ihm über die Schulter und schüttelte sich.

»Das Monster ist stärker als ein Hirsch. Meiner Meinung nach hat es eine besonders dicke und harte Haut. Mein Gott, das hätte schlimm ausgehen können. Vito, erkennst du die Hose und die Jacke?«

»Ja, Angelo Silla trug die Sachen.«

»Glaubst du jetzt, was ich gesagt habe?«

»Hör auf – ich halte das nicht mehr aus.«

»Gib ihm noch eine Ladung Schrot. Na los, warum zögerst du?«

De Angelis legte mit verbissener Miene auf das strampelnde Monster an. Der Rückstoß drückte seine Schulter heftig zurück.

Brüllend fuhr die Ladung aus dem Lauf des automatischen Gewehres.

Das Monster krümmte sich, als die kleinen Bleikörner in seinen Schädel schlugen. Die Fratze gegen den Untergrund gedrückt, bewegte es sich hin und her. Irgendwie wollte es den Juckreiz loswerden, den das Blei in seinem Kopf verursachte. Mit seinen gewaltigen Pranken kratzte es sich und stieß dabei die lästerlichen Flüche aus, die es schon gegen Zamorra benutzt hatte.

»Die Patronen, Patrizia!«, rief der Bürgermeister. Sein Kopf war hochrot. »Gib mir die Patronen!«

»Wo liegen sie?«

»Auf dem Kaminsims!«

Patrizia Viani sprang auf und lief zum Kamin, klaubte die grünweiße Schachtel mit der Aufschrift *Remington* von dem geschliffenen Brett, das die Oberkante des Kamins abschloss, und eilte damit zu dem Bürgermeister. Sie bemühte sich, keinen Blick auf das draußen grunzende Monster zu werfen. Der Anblick bereitete ihr Übelkeit.

Draußen war es etwas heller geworden. Die Umrisse der

Schauergestalt hoben sich nun deutlich gegen den Boden ab. De Angelis und Rinaldi verfolgten, wie das Monster einen kräftigen Strahl seines gelben Schleimes auf den Untergrund ausspuckte.

»Wenn es doch erst tot wäre«, flüsterte der Fabrikbesitzer.

De Angelis hatte noch eine Patrone im Lauf; das Magazin war leer.

Er schob drei neue Geschosse hinein. Er zielte sorgfältig, schoss. Das Monster grölte und schüttelte die Faust, behielt jedoch seine vorherige Haltung bei.

»Ich fürchte, so kriegen wir es nicht klein«, sprach de Angelis seine Ahnung aus.

»Macht das Fenster und die Läden zu!«, schrie Giannoni. Er fuchtelte aufgeregt mit den Armen. »Sonst kommt es noch hereingesprungen.« Er hatte einen gehörigen Schock bekommen.

Borgo, der ihm den Hals mit medizinischem Alkohol massiert hatte, schob den Hut aus der Stirn. »Und wenn wir zumachen, was dann?«

»Dann können wir hören, wie das Monster um das Haus herumgeht«, sagte Vito de Angelis. »Das wird eine psychologische Zerreiß- probe, kann ich euch sagen. Ich halte es für besser, wenn wir das Biest ständig unter Dampf halten. Patronen habe ich genug. Zumindest verhindern wir, dass es uns noch einmal angreift.«

Fast schien es so, als hätte das Monster diese Sätze genau begriffen. Es stemmte sich hoch, hob die Pranken, breitete die Arme aus und ließ einen gellenden Schrei hören.

De Angelis schoss zweimal. Gleich darauf lud er wieder nach.

Patrizia Viani war in die Küche gelaufen und hatte die Fensterläden zugeschlagen. Borgo hatte das gleiche im Wohnraum unternommen. Hier gab es vier Fenster, von denen jetzt nur noch das eine offen stand.

Im Bad existierte nur ein Luftabzug, durch den das Monster nicht eindringen konnte.

Als die Journalistin und der Apotheker sich wieder dem verängstigten Giannoni zuwandten, bemerkten sie, wie de Angelis und Rinaldi zurückwichen.

»Es kommt näher!«, schrie Quinto Rinaldi.

Tatsächlich, das Monster hatte sich eine neue Taktik zurechtgelegt.

Den scheußlichen Kopf hinter den Pranken verborgen, den Rücken gekrümmt, so schlich es auf das einzige offene Fenster zu. De Angelis schoss wie besessen. Pulverdampf stand in der Fensteröffnung, verbreitete beißenden Geruch – aber das Monster war nicht mehr aufzuhalten.

»Zumachen!«, kreischte Sirio Giannoni. »Zumachen, oder es reißt uns allen die Köpfe ab!«

Rinaldi sah ein, dass der Pensionswirt Recht hatte. Er sprang vor, um die Läden zuzuziehen.

Zu spät – das Monster fegte fauchend auf ihn zu. Es schlug und spuckte nach ihm. Er musste zurückweichen. Immer noch feuerte de Angelis Schrot auf das Scheusal ab. Doch das war mittlerweile zu einem gleichsam lächerlichen Unterfangen geworden.

»Wir müssen hier raus«, keuchte Rinaldi.

»Ja, nichts wie weg«, rief jetzt auch der Bürgermeister. »Lauft los, ich gebe euch Feuerschutz. Zieht um Gottes willen den Schlüssel von der Eingangstür ab!«

Sie taten es. Patrizia Viani, Rinaldi, Giannoni und Borgo näherten sich in fliegender Hast der Tür.

De Angelis machte einen Fehler. Er blieb am Fenster stehen, weil er glaubte, die Wirkung der Schrotladungen würde größer werden, je näher das Monster kam. Sicherlich galt dies für den Bereich des Normalen. Doch die Horrorerscheinung war nun einmal mit keinem normalen Maßstab zu messen.

Plötzlich kletterte das Monster katzengewandt über die Fensterbank. Fluchend drückte der Bürgermeister ab, lud nach, ohne das Beretta-Gewehr auch nur einen Moment herunterzunehmen.

Da packte das Monster zu. De Angelis und seine vier Freunde, die noch unter der Türfüllung standen, schrien auf. Das Monster entriss dem Mann das Gewehr und schlug es gegen die Wand, dass das Holz der Innenverkleidung Risse bekam. De Angelis glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Die Schauergestalt hatte den Kolben des Gewehres zertrümmert. Jetzt nahm es den Lauf und den Schaft zwischen die Pranken und bog das Metall mit wütendem Grunzen.

De Angelis zog sich zurück, ohne sich umzudrehen. »Raus mit euch!«, zischte er den Freunden zu. »Nehmt den Schlüssel mit!«

Er hörte, wie sie ins Freie stolperten. Mit sicherer Geste griff er in die Jackentasche und holte die Remingtonschachtel hervor, in der sich noch etwa zwanzig Patronen befanden.

Das Monster röhrte und schloss das Maul wieder. Eine Speichelblase platzte vor seinen verunstalteten Lippen. Es ließ die Arme fallen. Der Oberkörper pendelte hin und her.

De Angelis war fast an der Tür, da rückte das Monster auf ihn los.

Er zögerte nicht länger. Mit flinker Bewegung schleuderte er die Munitionsschachtel in den Kamin. Immer noch zuckten dort die Flammen, immer noch war Feuer genug vorhanden, um die geballte Ladung zum Zünden zu bringen.

Schleunigst brachte der Bürgermeister sich in Sicherheit. Da sprang das Monster mit einer Gewandtheit, die er ihm nie zugetraut hätte, auf ihn los, um ihn wieder von der Tür wegzureißen. De Angelis machte einen Satz ins Freie.

In diesem Augenblick geschah zweierlei. Die Freunde, die hinter der Tür gewartet hatten, warfen sich dagegen und verhinderten, dass das

Monster ins Freie gelangte. Rinaldi brachte den Nerv auf, den Schlüssel ins Loch zu stecken und im günstigen Moment umzudrehen.

Dann explodierten die Patronen. Schrotkörner sirrten unter Krachen und Knacken als Querschläger durch den Raum. Das Monster brüllte und kugelte sich auf dem Boden.

»Wo ist Vito?«, rief Viani erregt.

De Angelis, der um die Hausecke gerannt war, kehrte zurück. »Ich habe die Läden verrammelt«, keuchte er. »Jetzt haben wir es wenigstens für ein paar Minuten in der Falle. Sobald es aber seinen Schrecken abgewimmelt hat, wird es den Ausbruch versuchen. Für ein Biest, wie das da drinnen, ist das ein Kinderspiel. Gaetano, hol den Reservekanister mit dem Benzin aus dem Lancia.«

Der Wagen stand nicht mehr als zehn Meter entfernt. Borgo blickte hin und legte die Stirn in Falten. »Was hast du vor?«

»Ich will die Hütte anstecken«, stieß der Bürgermeister aus. »Nun frag nicht länger – mach schon! Wenn die Hütte erst brennt, flüchten wir mit dem Auto!«

***

Zamorra schlug die Augen auf und lächelte, als er Nicole Duvals Gesicht über sich sah. »Wie lange war ich bewusstlos?«, fragte er.

Sie weinte fast. »Nur ein paar Minuten, Chef. Aber Sie liegen unter dem Baumstamm. Mein Gott, ich habe Angst, dass Sie sich was gebrochen haben.«

Er bewegte sich. »Hören Sie, Nicole, ich bin nicht eingeklemmt.«

»Trotzdem. Ich habe es nicht fertiggebracht, Sie herauszuziehen. Die Äste und Zweige behindern zu sehr.« Sie zog das weiße Spitzentaschentuch zurück, mit dem sie ihm die Stirn abgetupft hatte.

Professor Zamorra kämpfte sich ächzend aus dem Blattwerk frei, dann richtete er sich auf und klopfte den Staub und Schmutz von der Kleidung. »Ich bin froh, dass sich Ihre Ahnung nicht bestätigt hat.« Er hob das Amulett hoch, das er die ganze Zeit über in der Faust gehalten hatte. »Mein Talisman hat mir wieder geholfen, Nicole. Sagen Sie, haben Sie das Monster in der Zwischenzeit gesehen?«

»Zum Glück nicht.«

»Für uns ist es ein Glück, nicht aber für die Leute in der Jagdhütte. Schnell, wir müssen zum Wagen laufen!«

Etwas später standen sie vor dem metallicgrauen Alfa Romeo 2000. Er lag auf dem Dach, jenseits der Straße zwischen zwei Bäumen eingekeilt.

»Das haben wir dem Monster zu verdanken«, versetzte Zamorra.

»Es ist hierher zurückgekehrt, bevor es sich auf den Weg zur Hütte gemacht hat.«

»Dann trimmen wir uns eben fit«, sagte Nicole. Es sollte ein Scherz

sein, aber ihrer Stimme fehlte jede Spur von Humor und Zuversicht.

Sie rannten, so schnell sie konnten. Zamorra überholte Nicole und rückte von ihr ab. Er brauchte nur dem Verlauf des Weges zu folgen, um zur Hütte zu gelangen. Die Frau des Bürgermeisters hatte auf der Skizze eingetragen, dass sich das Gebäude am Ende der Fahrbahn befand.

Fast hätte er vor Freude aufgeschrien, als er die Hütte auf einer unbewaldeten Hügelkuppe erblickte. Vor dem Eingang standen vier Menschen – eine Frau und drei Männer. Er hielt auf sie zu und blieb schwer atmend vor ihnen stehen.

»Ich bin Professor Zamorra«, erklärte er. »Wo ist das Monster?«

Patrizia Viani antwortete ihm. »Im Haus. Wir haben es eingesperrt.«

»Das Monster ist zu stark.«

»Vito ist mit dem Benzinkanister unterwegs. Er läuft um die Hütte herum, anschließend steckt er den Treibstoff in Brand. Das Monster wird verenden.«

Zamorras Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt. »Damit bewirken Sie nichts. Gesetzt den Fall, das Scheusal würde wirklich verbrennen – der Geist wäre dann wieder frei und würde Sie weiterverfolgen.« Er deutete auf Nicole, die eben die Steigung heraufkam.

»Sagen Sie meiner Sekretärin, sie soll hier stehen bleiben. Ich muss de Angelis warnen. Er unterschätzt das Monster gründlich.«

Damit rannte er weiter. Eilends umrundete er das kleine Steingebäude. An der Rückseite stieß er auf den großen Mann mit dem kantigen Schädel. Vito de Angelis hielt den Plastikkanister, aus dem Benzin plätscherte. Die Flüssigkeit lief über den hölzernen Rahmen des Fensters; es war das Küchenfenster, aber das wusste Zamorra in diesem Augenblick nicht. Er wusste nur, dass er den Bürgermeister zurückrufen musste, um weiteres Unheil zu verhindern.

»Sind Sie Zamorra?«, rief de Angelis.

»Ja. Setzen Sie den Kanister ab und kommen Sie her!«

»Ich denke nicht daran, Zamorra, die Innenverkleidung, die Fensterfüllungen, die Tür und die Möbel in der Jagdhütte sind aus Holz. Der Bau hat mich einiges gekostet, aber ich opfere ihn gern, wenn das Ungeheuer stirbt.«

»Sie irren sich.« Der Professor erklärte ihm, was er bereits den anderen Ratsmitgliedern gesagt hatte. Er holte das Amulett aus der Tasche.

»Treten Sie zu Seite, gehen Sie mit mir und schließen Sie mir die Eingangstür auf. Ich befasse mich allein mit dem Monster.«

»Ach was«, brummte sein Gegenüber, »ich bedanke mich bei Ihnen. Sie hatten wirklich allen Grund, uns zu warnen.« Er lief weiter, um die Ecke herum bis zum nächsten Fenster.

»Stimmt es, dass das Monster mit Silla identisch ist?« wollte de

Angelis wissen.
»Ja.«
»Und seine Frau?«
»Sie ist tot. Er hat sie umgebracht. De Angelis, wenn Sie jetzt nicht aufhören, muss ich Sie zwingen, den Unsinn aufzugeben. Sie schweben in höchster Lebensgefahr.« Zamorra machte drei große Schritte auf ihn zu und griff ihn am Arm.
De Angelis senkte die Stimme. »Zamorra, ich hab' es nicht gern, wenn man mir droht. Sie mögen ein intelligenter Mann sein, aber ich habe nicht mit Ihnen in der Sandkiste gespielt und verbitte mir diese Dreistigkeit.«
Als der Professor ihn nicht losließ, versetzte er ihm einen derben Stoss vor die Brust.
Zamorra taumelte etwas zurück. »De Angelis…«
Weiter kam er nicht, denn urplötzlich erfolgte der donnerartige Schlag. Gleichzeitig klirrte es hinter den Fensterläden. Das Monster hatte das Fenster zertrümmert. Jetzt flogen die Läden auf und knallten gegen die Hüttenmauer.
Und das Monster wirbelte im wahrsten Sinn des Wortes aus dem Gebäude heraus, prallte mit Vito de Angelis zusammen und riss ihn zu Boden. Der Mann brüllte vor Entsetzen und Schmerz.
Ehe Zamorra vorstürmen konnte, hatte das Monster die Krallen in die Haut des Bürgermeisters gegraben. De Angelis röchelte. Er wollte die Pranken von seiner Kehle fortschlagen. Doch seine Kraft reichte längst nicht.
Zamorra hatte die Smith & Wesson in der Faust, trat neben das Monster und setzte die Mündung des Revolvers an dessen Schläfe.
Es beachtete ihn nicht. Viel zu sehr war es darauf versessen, den verhassten großen Mann am Boden ins Jenseits zu befördern. Blut trat aus den Kratzwunden, die es de Angelis bereits beigebracht hatte.
Die Augen des Bürgermeisters waren weit aufgerissen. Er schickte Zamorra einen flehenden Blick zu.
Der Professor drückte ab. Die Kugel drang in den Schädel des Monsters. Die Wucht des Einschusses reichte nicht aus, um es zur Seite zu werfen, aber wenigstens zuckte es zusammen und lockerte für einen Augenblick den Griff um de Angelis' Kehle.
Zamorra ließ den Revolver fallen und hieb mit beiden Fäusten zu.
Er traf das Monster gegen dessen eiterndes, schwammiges Kinn.
Grunzend ließ es ganz von dem unter ihm Liegenden ab. Zamorra hörte nicht auf, gegen sein Haupt zu schlagen, bis das Monster auf dem Rücken lag. Es fuchtelte unwillig und richtete sich wieder auf, um den neuen Gegner unschädlich zu machen.
De Angelis schaffte es, aufzuspringen und zu den anderen zu laufen, die gemeinsam mit Nicole Duval die Jagdhütte umrundet hatten.

Zamorra sah aus den Augenwinkeln, wie sie sich wieder der Hütte näherten, doch in respektvoller Entfernung stehen blieben.

Ein kehliges Lachen drang aus dem Rachen des Monsters. Es fixierte den Professor böswillig.

»Es ist aus, Rosa Terinca!«, sagte Zamorra.

»Komm und zeige es mir«, brüllte die Stimme aus dem Monster hervor.

Zamorra öffnete die rechte Faust. Das Amulett lag in seiner Handfläche. Die ganze Zeit über hatte er es dort aufbewahrt, sonst hätten seine Schläge gegen den Schädel des Ungeheuers niemals eine solche Wirkung gehabt.

***

Das Monster hatte eine heimtückische Miene aufgesetzt. Unvermittelt begann es zu kichern. Zamorra schwieg und betrachtete es aufmerksam. Er stellte fest, dass es die gleiche Größe und Beschaffenheit wie das Ungeheuer von Monte Ciano besaß. Nur die Kleidung fiel anders aus. Doch es gab noch einen wesentlichen, wenn auch nicht offenkundigen Unterschied: Dieses Wesen besaß ein ausgeprägtes Mienenspiel, während der verwandelte Mauro stets den gleichen, stumpfen Ausdruck getragen hatte. Zamorra führte das auf die Tatsache zurück, dass der eine über ein zerstörtes Hirn, Silla jedoch über einen gesunden Geist verfügt hatte.

»Es ist aus«, wiederholte der Professor. »Ich rate dir, dich zu ergeben, Rosa Terinca!«

»Geh weg!«

»Das werde ich nicht tun!«

»Verdammter Dreckskerl!«, fauchte der Geist der Alten aus dem Maul des Monsters. »Ich hatte dich tot gewähnt; aber du bist deinem Schicksal entkommen. Jetzt musst du mit mir kämpfen, wenn du mich haben willst.«

Zamorra blieb gelassen. Ruhe war eine der Grundvoraussetzungen im Kampf gegen die Mächte der Finsternis. Wie gut er die Handlungsweise des Monsters im Voraus berechnet hatte, stellte sich innerhalb der nächsten Sekunden heraus. Wieder versuchte es, den Trick anzubringen, der es schon einmal vor dem silbernen Amulett gerettet hatte.

Plötzlich sprang es auf.

Noch in der gleichen Bewegung öffnete es die Hand und schleuderte Zamorra einige Erdklumpen entgegen, die es schon vorher aufgenommen hatte.

Zamorra duckte sich. Er hob die Hand. Die Erdklumpen klatschten dagegen. Bevor das Monster sich von der Hütte entfernen konnte, um entweder in den Wald zu rasen oder sich die ängstlichen

Ratsmitglieder vorzunehmen, war Zamorra neben ihm.

Geschickt sprang er in den Nacken des Monsters und presste ihm das Amulett gegen die Stirn. Wieder war es die Macht des Talismans, die das Monster zu Boden warf. Zamorra beherrschte Karate und Judo, konnte boxen – gegenüber dem Monster konnte er damit jedoch nichts ausrichten.

Das Monster fiel, wollte Zamorra abwerfen. Als das nicht klappte, versuchte es, ihn unter sich zu begraben.

Zamorra brachte sich gedankenschnell in eine andere Position.

Schließlich kniete er auf der Brust des Monsters. Und wieder drückte er ihm das Amulett auf die faulige Haut über der Stirn. »Es ist so weit, Rosa Terinca«, sagte er, »diesmal kannst du nicht vor mir fortlaufen!«

Die tiefe, kehlige Stimme bewies ihm, dass er sich nicht getäuscht hatte. Der Geist der Alten hatte es nicht geschafft, sich in Sicherheit zu bringen, zu überraschend war der Angriff diesmal gekommen.

Das Monster öffnete sein Maul. Zamorra sah den Geifer und überwand seinen Ekel.

Zamorra sprach die erste Beschwörungsformel. Er bemühte sich, die Worte richtig zu formen, ihnen die richtige Betonung zu geben.

»Lass mich in Ruhe!«, rumorte die schreckliche Grabesstimme im Leib des Monsters. »Gib mich frei, dann will ich dich reichlich belohnen. Alles Gold und Silber dieser Welt beschaffe ich dir. Wenn du willst, gewähre ich dir fünf Wünsche, mit denen du dir alles nehmen kannst, was es an Herrlichkeit auf dieser Welt gibt: Geld, Macht, Frauen und Liebe…«

»Du hast die Redlichkeit vergessen«, erklärte Zamorra, »die kann man ebenso wenig herbeizaubern wie die Liebe. Deine Versprechungen sind trügerisch.«

»Geld – mit Geld kann man sich alles kaufen.«

»Schweig jetzt. Ich gehe auf deine Scheinheiligkeit nicht ein!«

Sofort begann das Gespenst wieder, ihn in der übelsten Weise zu beschimpfen. Aber der Professor nahm die Beschwörungsformeln wieder auf, und unter dem Einfluss seiner Sätze und der Macht des Amuletts verstummte die Stimme.

Zamorra spürte, dass der entscheidende Moment nicht mehr weit war. Er hob seine Stimme. Schweiß stand auf seiner Stirn und auf seinen Wangen; er fühlte, wie er in Bächen über den Hals in den Hemdkragen lief.

»Herrgott, vernichte diese verderbliche Kraft!«, stieß er aus.

»Schenke mir das Vermögen, das Böse in seine Schranken zurückzuweisen und aus unserem Dasein zu verbannen!«

Das Monster gurgelte und wand sich, aber es nützte ihm nichts mehr. Plötzlich glättete sich seine Gesichtshaut etwas. Die Falten schienen weniger tief, die Eiterbeulen weniger groß zu sein.

Zamorra stand auf, blieb jedoch gebückt stehen und hielt das Amulett unverändert. Die Lippen des Monsters bewegten sich nun unaufhörlich, um unverständliche Sätze zu formulieren.

Der Professor wiederholte die Beschwörungsformeln. Er schrie fast, um das stöhnende Wesen zu übertönen.

Dann war es so weit. Das Monster sperrte das Maul auf, und plötzlich wehte eine Art Nebelschleier zwischen seinen spitzen, schief stehenden Zähnen hervor. Ein eisiger Hauch umgab Zamorra.

Aber er behielt seine Haltung bei und hörte nicht auf, die Formeln hervorzustoßen.

Das Schleiergebilde schwebte über dem Monster. Kurze Zeit später trieb es etwas nach rechts herüber und senkte sich auf den Erdboden hinab. Formen bildeten sich aus, Gliedmassen, ein Kopf – Zamorra und auch die weiter entfernt stehenden Ratsmitglieder und Nicole Duval schauten auf die Erscheinung einer alten Frau. Sie war durch und durch weiß, und doch ließen sich ihre Züge so deutlich erkennen, als wären sie existent.

Die Alte war bodenlos hässlich. Ihre Haare flatterten im Wind; in dem faltigen Gesicht öffnete sich ein Mund, dessen Lippen eingefallen waren und keinen einzigen Zahn verhüllten. Ein krächzender Laut kam aus dem Mund.

»Rosa Terinca«, sagte Zamorra, »weiche von uns – weiche von uns!«

Sie wimmerte. Unvermittelt begann ihre geisterhafte Gestalt zu zucken und sich unter einer unsichtbaren Kraft zu winden. Immer mehr kroch sie in sich zusammen, bis sie einen gellenden Schrei ausstieß und mit unerwarteter Geschwindigkeit auf den Wald zutrieb.

Dort riss es die unheimliche Erscheinung in die Höhe.

Sekunden später unterbrach gleißendes Licht für einen Augenblick das Grau der Morgendämmerung. Der Geist der Alten war verschwunden.

Zamorra nahm das Amulett hoch. Unter dem Silber war kein Widerstand mehr zu spüren, denn das Monster hatte sich versteinert und war dann zerfallen. Jetzt deutete nur noch ein Häufchen weißen Staubes von seiner Existenz.

***

Professor Zamorra und Nicole Duval nahmen zusammen mit Dottore Aldo Sanchini an der Beisetzung teil. Die sterblichen Überreste des Dottore Angelo Silla wurden in einer Urne im Mausoleum zur letzten Ruhe getragen. Der Sarg, in dem seine Frau lag, fand gleich daneben einen Platz in der Familiengruft.

Nach der Trauerzeremonie versammelten sich die drei für einige Minuten mit de Angelis, Rinaldi, Giannoni, Borgo und Patrizia Viani vor dem Friedhof von Vigliani. Die Glocken des Kirchturms schlugen

zwölf Uhr.

»Rosa Terinca war also wirklich eine Hexe«, sagte Sanchini. »Dann sind also die Erzählungen wahr, die über sie verbreitet wurden.«

»Sicher«, erwiderte Zamorra, »man sollte allerdings die Übertreibungen wegstreichen, die die Menschen in solchen Fällen zu erzählen pflegen.«

Der Anstaltsarzt nickte ernst. »Gut und schön. Auf jeden Fall sagte mir der Friedhofswärter, der gestern Morgen um fünf Uhr hier mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt war, dass es unter der riesigen Marmorplatte, die wir mit vereinten Kräften über das hohle Grab der Terinca gelegt hatten, einen höllischen Lärm gab. Entsetzt holte der Mann den Pfarrer und ein paar Helfer. Sie rückten die Platte beiseite und stellten fest, dass der endlose Stollen wieder bis an den Rand mit Erde gefüllt war.«

»Meine Güte«, erschauerte die Journalistin, »ich glaube, Sie haben den richtigen Ausdruck gebraucht, wenn Sie von höllischem Lärm sprechen.«

Zamorra hakte Nicole Duval ein. Seine Sekretärin trug an diesem sonnigen Vormittag ein schlichtes dunkles Kleid und einen dazu passenden Hut.

»Ich hoffe, die Vorfälle haben den Beteiligten in irgendeiner Weise genutzt, wenn auch der Tod von drei Menschen zu betrauern ist«, sagte der Professor. »Ich bin der Überzeugung, dass wir wieder einmal erkannt haben, wie unzulänglich wir innerlich sind und dass es nötig ist, unsere Seele einer ständigen selbstkritischen Prüfung zu unterziehen, um gefährlichen Überraschungen vorzubeugen.«

»Ich gebe Ihnen völlig Recht«, entgegnete der Bürgermeister de Angelis. Er schaute dabei die Ratsmitglieder an, besonders aber Quinto Rinaldi und Patrizia Viani, die beide etwas beschämt zu Boden blickten.

***ENDE***